

19.8.35-

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

Aus dem Inhalt:

Otto Holtze:
Gustav Wimmer und
sein Werk

Hans Stephansky:
Tiere unter sich

Paul Suck:
Kriegsgefangen in
Sibirien

Wolfgang Kraus:
Das Kloster Eldena

Alt-Stettin

Die Riesenheidelbeere

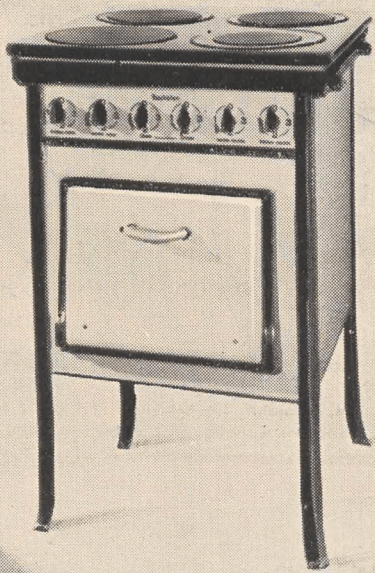
Erzählungen, Gedichte
Anekdoten, Rätsel
Romanfortsetzung
u. v. a. m.

STETTIN
AUGUST 1935

Die Ernte beginnt

Fot. Kotte





Die Rufung ist wichtig:
Es kostet multtrif, dom poner is
Zeit, Arbeit und Geld!

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

6. Jahrgang

Stettin, August 1935

Heft 7

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Volkslied auf Usedom

Sonne um uns und Sommerzeit

Eine stille Weile.

Dünen so weiß und das Meer so weit,

Was sinnst du, Mareile?

Flogen Möwen über die Flut,

Silberne Pfeile!

Alles so licht und alles gut —

Träumst du, Mareile?

Welle zerschäumt, Sommer entflieht,

O, so in Eile.

Nur das Meer singt sein ewiges Lied . . .

Lauschst du, Mareile?

Jeder muß seine Straße gehn,

Meile um Meile.

Über den Strand die Stürme wehn . . .

Weinst du, Mareile?

Franz Lüdtke.

Gustav Wimmer und sein Werk

„Sehen ist alles — aber wie wenige können sehen!“

Wilhelm Leibl.

Wir streben danach, daß die Besinnung auf das reine Wesen unseres Volkstums zu einer Wiedergeburt seiner tiefsten schöpferischen Kräfte führe. Wenn sich die gewaltige politische Bewegung unserer Zeit vollenden soll, muß aus ihr eine eigene deutsche Kultur hervorgehen. Aus dieser Lage ergibt sich die Notwendigkeit, für die Bewertung unserer Kunst neue Maßstäbe zu gewinnen, die nicht nur für die Gegenwart Gültigkeit beanspruchen, son-

dern sich auch für die Zukunft als hieb- und stichfest erweisen. Es handelt sich neben der selbstverständlichen Ausscheidung des uns Wesensfremden auch um die entschiedene Ablehnung oberflächlicher und seichter Alltagserscheinungen, für die in der deutschen Kunst kein Raum mehr bleibt. Der Kampf geht heute um eine deutsche Kultur, und die bloße Gesinnung allein, geschweige denn die äußere Geste, reicht nicht aus, wenn die gestaltende Kraft fehlt. Um so bedeutungsvoller wird die Aufgabe, aus der breiten Fülle des neu Entstehenden das Echte und Lebenskräftige auszuwählen. Die Forderung einer Aus-

lese ist ein dringendes Gebot. Vor neuen Erscheinungen der Kunst muß vor allem die Frage nach der Echtheit des Kunstwerkes gestellt werden. Sie bedeutet weit mehr als die Bewertung einer rein äußerlichen „Qualität“; sie meint eine unbedingte innere Wahrigkeit, die nur dort gegeben ist, wo das Kunstwerk seinen Ursprung den lebendigen Kräften des Volkstums verdankt. Um so mehr erwächst uns die Pflicht, alle schöpferischen Kräfte zu erkennen und ihnen den Weg zu bereiten.

*

Pommern besitzt in dem Maler Gustav Wimmer einen Künstler hohen Ranges, dessen Werk bisher nur einem sehr kleinen Kreise von Freunden und Verehrern bekannt ist. In seiner Heimat hat sein Name heute wohl den besten Klang, seine Vaterstadt birgt in ihrem Museum und in Privatbesitz edelste Zeugnisse seiner Kunst, aber außerhalb des Landes ist er so gut wie unbeachtet, und die Reichshauptstadt hat noch nicht einmal die bescheidenste Ausstellung seiner Werke gesehen. Immer wieder kann man es erleben, wie Besucher der Stettiner Gemäldeausstellung vor Wimmers Bildern innehalten, betroffen von dem Adel dieser Malerei, von der Reinheit und Innigkeit der Empfindung, die sich in ihr äußert. Die eigentümliche Vollendung dieser Bilder, die Überwindung aller stofflichen Substanz der Farbe, der Duft der Atmosphäre entziehen sich auch der besten Reproduktion, so daß sich die rein malerischen Werte und damit das innerste Leben der Bilder nur vor den Originalen selbst erschließen.

Wimmers Kunst steht in unserer Zeit ganz für sich allein. Ihre Ahnen sind die großen Meister deutscher Malerei vom Ende des 19. Jahrhunderts. Am nächsten Verwandten wird man in den frühen Werken Thomas finden oder bei Künstlern seines Kreises wie Emil Lugo oder Louis Eysen, endlich in den Landschaften Johann Sperls, des treuen Freundes und Arbeitsgefährten Wilhelm Leibls — des Großen, Einzigen. Aber Wimmer ist ein norddeutscher Mensch! Wenn er in seinen Landschaften auf seine Weise eine große Überlieferung weiterführt, so ist die ihnen eigene ruhige Weite, das stille Fliesen ihrer Linie Ausdruck einer tiefen Verbundenheit mit dem „Land am Meer“, dessen geheime Schönheit sich nur dem erschließt, der sich ihr ganz hingibt. Wimmers Landschaften sind mehr als nur eine Wiedergabe von bestimmten Naturausschnitten oder „Motiven“. Der Künstler vermag das Geschaute zusammenzufassen und zum Typischen zu ver-



Gustav Wimmer: Bildnis seiner Mutter

Magdeburg, Kaiser-Friedrich-Museum

dichten. Das geschieht allerdings so unaufdringlich, daß uns die Kunst der Komposition in diesen Bildern, die so beseelt, so tief von lyrischer Empfindung durchströmt sind, kaum zum Bewußtsein kommt.

So ist die schlichte Größe des Bildaufbaues in der 1926 gemalten „Windmühle“ des Stettiner Museums selbst Ausdruck der Einsamkeit und zeitlosen Ruhe norddeutscher Landschaft. Fest und sicher steht die Mühle auf dem mit leuchtend grünem Rasen bedeckten Land, ihr graues Holzwerk hebt sich klar von der hellen Luft des Frühlingshimmels ab. Die Flügel stehen, kein Lüftchen scheint sich zu regen. Die Malerei erreicht in der Wiedergabe des fließenden hellen Lichtes, der unendlichen Tiefe und Durchsichtigkeit des Aethers, der fast unmerklich in das zarte Blau übergehenden schwebenden weißen Wolken hohe Vollendung.

Der besondere Reiz des schon im Jahre 1913 von Stettiner Bürgern dem Museum geschenkten Gemäldes „Sommertag“ liegt ebenfalls in der Erfassung einer der pommerschen Binnenlandschaft eigenen Lichtstimmung. Die Sonne ist schon hinter den Hügeln versunken, aber ihr warmes goldenes Licht erfüllt noch den Raum. Die milde Helligkeit verklärt die Erscheinungen, ganz allmählich geht sie in die noch durchsichtigen Schatten über der blumenüberläten Aue des Vordergrundes über. Die Farbentöne bewegen sich in den feinsten fließenden Übergängen vom Satten, mit Rot des Klees und Weiß der Blüten durchwirkten Grün der Wiese zu dem silbrig glänzenden Graugrün der Weiden, dem matten Grau des kleinen Weihers und den duftigen Tönen des fernen Waldes. Ähnliche Stimmungen hat Wimmer immer aufs neue festgehalten. Die 1935 gemalten „Weiden“ bedeuten vielleicht noch einen Gewinn an bildmäßiger Geschlossenheit; die Erfassung des Atmosphärischen, der leise verschleierte Luft und die trotzdem bewahrte Durchsichtigkeit der räumlichen Erscheinung zeigen unverminderte Feinheit und Sicherheit der Malerei.

Die Stettiner Landschaft dankt Wimmer ihre künstlerische Entdeckung. Ein tief in sich gekehrter, dem Getriebe der Welt abgewandter, echt norddeutscher Mensch, hängt er an der Heimat mit allen Fasern seines Herzens. Seine Kunst ist Ausdruck einer echten und tiefen Naturfrömmigkeit. Man darf es wagen, vor seinen Landschaften an Jakob Burckhardts schönes Wort über Claude Lorrain zu erinnern: „Als rein gestimmte Seele vernimmt er in der Natur die Stimme, die vorzugsweise den Menschen zu trösten bestimmt ist.“

Wimmer ist kein „Porträtmaler“ nach Beruf und Gewohnheit. Aber wenn er das Bildnis ihm am nächsten stehender Menschen, vor allem seiner Eltern, gemalt hat, so spüren wir die gleiche Fähigkeit einer sensitiven Einfühlung am Werke wie in den Landschaften. So zeichnet sich das Bildnis seiner



Gustav Wimmer: Sommertag

Stettin, Städt. Museum



Gustav Wimmer: Weiden

Stettin, Städt. Museum



Gustav Wimmer: Die Windmühle

Stettin, Städt. Museum

Mutter, das dem Kaiser-Friedrich-Museum in Magdeburg gehört, durch die Feinheit in der Andeutung des seelischen Lebens und der Abgeklärtheit des Alters aus; wunderbar sind die weichen, beseelten Hände gemalt. Auf einem anderen Bilde der Mutter (im Stettiner Museum) ist das dämmerige Innere des Waldes in sehr eigenartiger Weise malerisch mit der von weichem goldenen Licht umhüllten Gestalt der alten Frau verbunden. Dieses Verbundenheit von Figur und Raum erscheint als Gleichnis tiefen inneren Einklangs von Mensch und Natur.

Zu den Bildnissen gesellt sich im Schaffen Wimmers eine Reihe von

Blumenbildern, namentlich Stillleben von Rosen in zarten Farbentönen. Rostbarkeiten sind kleine Bilder, die in einer emailhaften Malerei von tiefem, satten Farbenklang das reiche farbige Leben eines Kleefeldes oder einer blühenden Wiese einschließen.

Wimmer hat während seines nun fast sechs Jahrzehnte umfassenden Lebens seine Vaterstadt Stettin und die engere Heimat nur für kurze Zeit verlassen. Eine Reise führte ihn nach Italien; ein längerer Aufenthalt fesselte ihn an Bornholm, wo eines seiner schönsten Ostseebilder entstand. Der Maler ist

am 10. April 1877 in Stettin geboren. Für die Beamtenlaufbahn bestimmt, war er bis zum 20. Lebensjahre bei einer Versicherungs-gesellschaft tätig. Doch schon früh zeichnete er eifrig und machte auch erste Versuche mit der Farbe. Bereits im 17. Lebensjahre war er entschlossen, Maler zu werden. Im Zeichnen erhielt er eine gute Vorbildung bei dem damals in Stettin lebenden Maler Reinhold Hoberg, der später als ausgezeichnetester Meister des Holzschnittes für Slovogt tätig war. 1897 ging Wimmer an die Hochschule der Künste in Berlin, deren Schüler er fünf Jahre lang blieb, ohne zu finden, was er suchte. Seither bildet er sich selbst weiter, vor allem darum bemüht, sich eine gediegene und zuverlässige Maltechnik anzueignen. Daher studierte er die besten neueren Werke über die Technik der Malerei und die Quellschriften über das Malverfahren der großen alten Meister. Anregungen wertvoller Art empfing er namentlich aus den Schriften Heinrich Ludwigs. Daß diese Studien nicht fruchtlos gewesen sind, bezeugt die Gediegenheit seiner Malerei, ihre bewundernswerte handwerkliche Vollendung, die nach menschlicher Voraussicht Gewähr für den dauernden Bestand seines Werkes bietet.

Sein äußeres Dasein verlief in tiefer Zurückgezogenheit; es enthält keinerlei dramatische Wendungen. So bietet sich keine Gelegenheit zur Erzählung geistreicher Anekdoten, um so mehr aber wäre zu berichten von Entbehren und Entsagen. Leben und Aufgehen im Werk war gleichbedeutend. Niemals hat Wimmer dem Kunstbetrieb und dem Tagesgeschmack auch nur das geringste Zugeständnis eingeräumt. Daß Einsamkeit, Einkehr in sich und Vertiefung in die Natur für den Diener der Kunst Notwendigkeit sind, dafür ist das Leben dieses Malers ein Beispiel, aber auch dafür, daß gerade die Einsamen oft das für das ganze Volk Wertvolle und Bleibende schaffen. Die Wirkung der Kunst Wimmers ist, wie ihr Wesen, unaufdringlich, aber von einer gewissen stillen und überzeugenden Eindringlichkeit. Wenn sie auch niemals auf den lauten Tageserfolg rechnen konnte, der ebenso rasch vergeht wie er aufkommt, so sind Bilder wie die „Mühle“ und die „Weiden“ dazu berufen, im edelsten Sinne volkstümlich zu werden.

Das Meer / Von Franz Lüdthe

Und immer wogt's und immer rauscht's
 Jahrhundertlang, jahrtausendlang,
 Und immer sinnt's und immer tauscht's
 Hüben und drüben den Wechselgesang.
 Es muß so beben, es muß so klingen,
 Es muß so zittern, es muß so singen,

Es muß so wellen, es muß so klagen,
 Es muß an die ewigen Harfen schlagen.
 Es findet nicht Glück, es findet nicht Ruh,
 Jahrhundertlang nicht, jahrtausendlang nicht;
 Es stöhnt, als wenn ihm die Brust zerbricht -
 Es ist Dichter, ist Mensch - wie du - -



Tiere unterlich

von Hans Stephainisky

So viele Tierphotographen es gibt, so viele Methoden der Kamerajagd auf Tiere wird es auch geben. Es wäre gewiß unrichtig, die eigenen Erfahrungen als allgemeingültig zu bezeichnen, und darum will ich nicht davon sprechen, wie man Tiere fotografiert, sondern wie ich die Tiere mit der Kamera belausche.

Wenn mich der Wecker mitleidlos aus dem besten Schlafe reißt, dann ist es draußen noch finster. Das Leuchtzifferblatt zeigt erst die zweite Morgenstunde an, aber das ist gerade für mich die richtige Zeit, das Nachtlager der kleinen Jagdhütte zu verlassen. Nach einigen Minuten bin ich arbeitsfertig, aber noch lange nicht abmarschbereit. Denn jetzt erst beginnt die komplizierte Ausrüstung.

Meine Hände und meine Füße und überhaupt meine ganze Haut sind mit den Jahren praktischer Arbeit im Walde so weit selbständig geworden, daß sie meiner Zentrale, dem Hirn, Mitteilungen machen können, ohne daß erst die Augen oder gar technische Hilfsmittel wie Spiegel oder Licht herbeigerufen werden müssen. Wenn ich im Finstern nachprüfen muß, ob ich richtig ausgerüstet bin, dann tasten meine Hände Stück für Stück alles an mir ab. Aber auch wenn es hell ist, und wenn ich gerade fieberhaft einen interessanten Vorgang bei den Tieren beobachte, gibt das Hirn den Händen leise irgendwelche Befehle, wie die Kamera zu bedienen ist, was aus den Taschen herausgeholt werden muß und anderes mehr, ohne dabei die Augen von ihrer wichtigen Tätigkeit abzulenken. Gleichzeitig bekommen aber auch die Füße die strikte Anweisung, trotz der dicken Sohlen an den Pirschstiefeln, den Waldboden ganz genau abzutasten, damit der Körper kein Ästchen Dürchholz zertrete. Wenn irgendein Kriechtier oder Insekt am Rockkragen entlang krabbelt, dann muß die Haut erraten, was für ein Ungeheuer das wohl sein könnte. Ahnt sie es und wird ihr

der Spaziergang des Fremdlings zu bunt, dann gibt sie über das Hirn der einen Hand den Befehl, schnell Ordnung zu schaffen. Ist es vielleicht eine Wespe gewesen, dann weiß die Haut eher Bescheid als die Finger. So etwas kann schon vorkommen. Fluchen oder gar Flüchten hat in solch einem Falle gar keinen Zweck. Es ist eben geschehen. Und wenn man ehrlich sein will, kann man es keiner Wespe verübeln, wenn ein paar furchterregende Menschenfinger an ihrer schlanken Taille herumtasten, daß sie empört von ihrer Waffe Gebrauch macht.

Meine Hände bekommen also den Auftrag, mich im Finstern vorschriftsmäßig auszurüsten. Sie können dann allerdings auch verlangen, daß bei kürzester Durchführungszeit alles haargenau auf seinem Platze liegt. Links an der Seite über die Jagdjoppe kommt der Fünfpfundsack mit Mais. Eine Strippe legt sich über die rechte Schulter. Sol Auf die rechte Seite kommt ein gleich großer Sack mit kleinen Mohrrüben. Auch er hängt an einer Strippe über der anderen Schulter. Fertig! Jetzt die zwei Mäuse. Es sind ganz magere Dingerchen, nicht so fett wie sonst. Vielleicht hat sie Seppel, mein kleiner siebenjähriger Gehilfe, diesmal nicht in Vaters Scheune, sondern beim Küster in der Kirche gefangen. Sie wandern in den linken Rockausschlag des Ärmels, denn ich muß sie bald zur Hand haben.

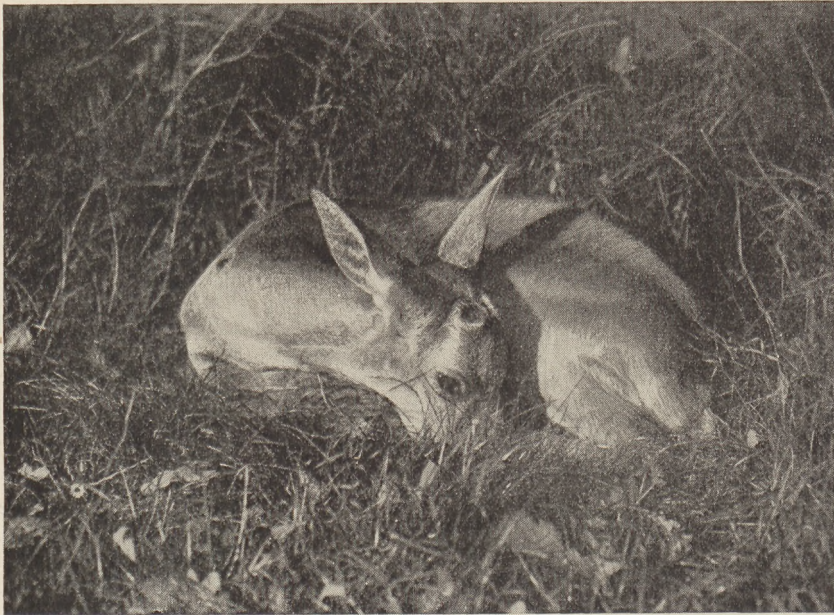
Jetzt kommt der Rucksack hinten auf. Er ist verdammt schwer. Aber es hilft nichts. Die Steigeisen sind unvermeidlich, denn ich will heute drei Horste in den Kiefernspitzen kontrollieren. Das Sicherheitsseil ist auch nötig, vielleicht komme ich dort oben doch zum Arbeiten, und dann müssen eben die Hände frei sein. Der photographische Gerätekasten mit seinen vielen Hilfsmitteln gehört zur ständigen Ausrüstung. Und mein persönlicher Proviant ist auch gerade nicht knapp bemessen. Wer drau-

ßen in der Natur angestrengt arbeitet, der hat auch stets einen gottgesegneten Appetit.

Rucksack und Futtertülle werden mit einem breiten Lederkoppel fest am Körper befestigt, daß bei einem Sprung oder beim Durchstreifen ästigen Dickichts nichts verrutscht und nichts hängen bleibt. Aber das Ganze ziehe ich noch den Wetterumhang, der zwischen den Beinen zusammengeknöpft wird und aus dem nur die Arme ganz frei herausragen. Als letztes hänge ich dann noch mein Kleinod, die Kleinbildkamera, um den Hals. Damit bin ich abmarschbereit.

Herrlich ist die Wanderung durch den taufrischen Morgen. Im Nu wäre ich bis über die Knie pitschnaß, wenn ich nicht wasserdichte Kleidung tragen würde. So aber kann ich durch hohes Gras unbedenklich marschieren. Im Osten beginnt es bereits grau zu werden. Eine Stille ist ringsum, von der sich der Städter kaum einen Begriff machen kann. Und doch ist die Natur nicht ausgestorben, wie vielfach von dieser Morgenruhe behauptet wird. Wer ein wachames Ohr hat und jeden Laut zu deuten weiß, wird auch in dieser Stille das Leben zu spüren bekommen. Irgendwo klingeln mit ihrem unverkennbaren „Tüütütütü“ die fliegenden Wildenten vorbei. Dort raschelt es im Unterholz. Eine Maus kann es nicht sein, dazu ist es zu laut. Das Eichhörnchen ist noch nicht wach. Aber ein Wiesel wird vielleicht auf seinem unermüdlichen Jagdzuge sein.

Plötzlich ruft eine Eule ihr helles „Kiwitt, kiwitt“. Abergläubische Leute könnte es erschrecken; denn wenn der Totenvogel „komm mit, komm mit“ ruft, gibt's irgendwo einen Todesfall. Der Ruf kommt immer näher. Lauter und eindringlicher hallt er. Da gebe ich ihm Antwort. „Kiwitt“ schreit es dicht über mir und „kiwitt“ rufe ich zurück. Das ist ja meine Eule, mit der ich seit eini-



Kuhender Kuhbock

gen Wochen Freundschaft geschlossen habe. Für sie sind auch die beiden Mäuse, die ich im Rockausschlag trage. Auf einem modrigen Eichenstubben lege ich sie nieder. Und schon kommt die kleine Walddohreule lautlos angehuscht, um sich die Gabe abzuholen. Vieler verborgener Bemühungen hat es bedurft, ehe ich die scheue Morgenkameradin so zutraulich machen konnte. Nachdem sie aber merkte, daß ich ihr wirklich nicht böse will, begrüßt sie mich jetzt stets auf meinem Morgengang und wartet schon, daß ich ihr einen Leckerbissen gebe. Man hat mir auch erzählt, daß eine Eule bis in den hellen Tag hinein beobachtet wurde, die rufend auf und ab geflogen ist. Das war immer an jenen Tagen, in denen ich anderwärts zu tun hatte und nicht ins Jagdrevier kam.

So habe ich viele Freunde unter den Tieren des Waldes. Die Hirsche kennen mich alle ganz genau. Während sie sonst Hals über Kopf die Flucht ergreifen, wenn jemand es wagen wollte, ihnen den Rückweg von den Wiesen zum Walde abzuschneiden, gehen sie mir nicht aus dem Wege, sondern kommen vertraut näher und nehmen dankbar die Rübenschnitzel und Kartoffelstücke an, die ich ihnen zuwerfe. Allerdings würden auch sie vor mir fliehen, wenn ich stumm wie ein Stock im grauen Dämmerlicht vor ihnen stehen würde. Den Tieren im Walde ist jedes Lebewesen, das sich ihnen lautlos nähert, unheimlich; denn der Jäger pirscht lautlos und alle anderen Feinde verhalten sich ebenfalls still. Von mir aber sind sie die leise, beruhigende Stimme gewöhnt. Sie klingt ihnen so vertrauenerweckend entgegen, daß sie jede Furcht vor mir ablegen. Daß ich ihnen nichts tue, habe ich ihnen langsam, aber überzeugend beigebracht. Daß ich aber auch niemals ein anderer Mensch bin, der in meiner Verkleidung etwa käme, erkennen sie an meiner Stimme. Ich spreche nicht

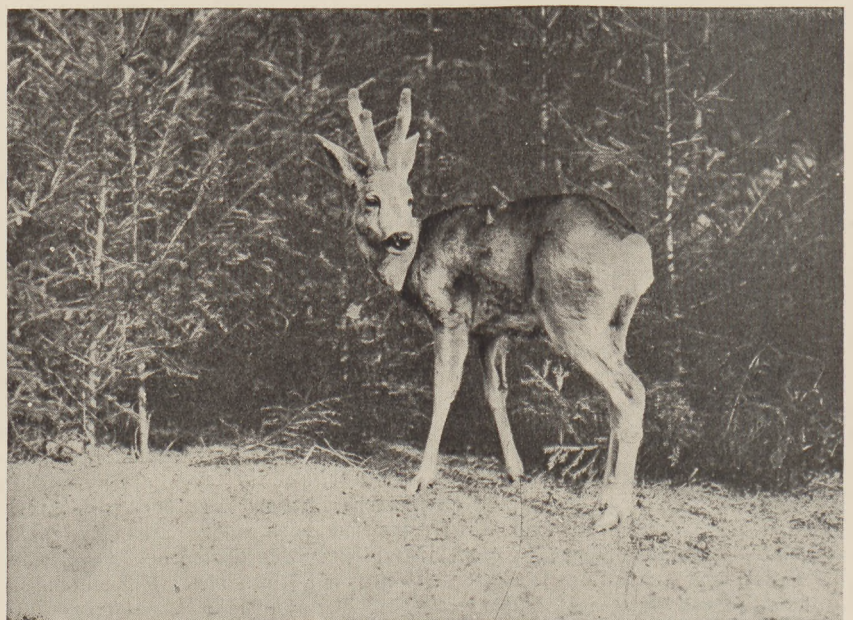
laut, wie zu Menschen, sondern brabbele irgend etwas vor mich hin. Ob das nun Schillers „Stocke“ oder ein Lied aus dem „Bettelstudent“ ist, spielt dabei gar keine Rolle. Den Tieren klingt nur der Stimmlaut und Rhythmus in den Ohren. Daraus entnehmen sie aber mehr als mancher Menschenkenner.

Ich habe immer, wenn ich in meinem Jagdrevier weile, einen so innigen Kontakt mit den Tieren, daß ich bis ins feinste ihre Lebensgewohnheiten studieren kann. Die unvorstellbare Vollkommenheit ihrer Sinne ringt mir immer wieder restlose Bewunderung ab. Ein Witterungsvermögen, einen Geruchssinn haben alle Säugetiere, mit denen ich im Walde zusammenkomme, daß ich mir manchmal so kümmerlich und unbeholfen wie ein neugeborenes Kinde vorkomme.

Auf weiteste Entfernungen verspüren sie das Herannahen des Feindes, dessen Geruch ihnen der Wind zuträgt, und dieses Alarmsignal ist für ihren Schutz so ungemein wichtig, daß sie immer den entgegenkommenden Wind genau prüfen.

Ein so feiner Geruchssinn muß natürlich auch berücksichtigt werden. Ich kann den Tieren, die oft nur wenige Schritte von mir entfernt sind, nicht zumuten, daß ihnen Tabak- und vielleicht gar Alkoholgeruch in die Nase fährt. Von solchen Sachen muß ich mich unbedingt fernhalten, wenn ich das gute Einvernehmen mit ihnen nicht stören will. Es wird wohl manchem Leser bekannt sein, daß säugende Ricken ihr Kit trotz instinktiver Mutterliebe verlassen, wenn ahnungslose Spaziergänger das unbeholfene Tierchen gestreichelt und in die Arme genommen haben. Gerade säugende Tiermütter prüfen das Wohlbefinden ihres Kindes durch dauerndes Beriechen. Haftet an den Kleinen nun der Schweißgeruch des Menschen, dann erfahrt die Tiermutter ein Grauen vor ihrem Kinde, daß sie davoneilt und das Kindchen verhungern läßt. Daraus habe ich die Lehre gezogen, kein Tier so nahe an mich herankommen zu lassen, daß es mir etwa aus der Hand fressen möchte. Ich streue das Futter aber auch nie mit der bloßen Hand, sondern immer in Handschuhen. Das sind so kleine Einzelheiten, die übertrieben erscheinen, die aber in Wirklichkeit ausschlaggebend im Umgang mit Tieren sind. Wer das nicht beachtet, der wird nie ein restloses Vertrauensverhältnis mit den Tieren erzielen können. Kennt man diese Dinge aber, dann dauert es nie sehr lange, bis man mit fremden Tieren gut Freund wird.

Ein kleines Beispiel will ich hier anführen, aus dem man ersehen kann, wie wichtig der Geruch bei der Kamerajagd ist. Da meine Stiefel immer äußerst



Kuhbock im Wast

Fotos Stephainksy

Jorgfältig gepflegt werden müssen, um vollkommen wasserdicht zu bleiben, habe ich mir von einem alten Waldwärter ein selbsthergestelltes Lederfett geben lassen, das dieser in den Himmel hinein lobte. Es schien auch ganz brauchbar zu sein. Zur gleichen Zeit machte mir das Verhalten meines Wildes ernsthafte Sorgen. Es ging mir aus dem Wege, und wenn ich näher herankam, flüchtete es vor mir. Lange konnte ich keine Lösung dieses rätselhaften Verhaltens finden, bis mich ein Hund auf den wahren Grund brachte. Er beschnüffelte mit Hingabe meine Stiefel, wollte und wollte sich nicht von ihnen trennen und bedachte sie schließlich sogar mit der gleichen Anerkennung, die er sonst nur Laternenpfählen und Mauerecken zukommen läßt. — — Mit Windeseile

kaufte ich zum alten Waldwärter. Unfänglich rückte er nicht mit der Sprache heraus, nach welchem Rezept er die Stiefelschmiere mache. Als ich aber grob wurde, gestand er mir, daß er das Dachs-, Fuchs- und Hundefett auslasse. Nun war mir freilich das Verhalten meines Wildes klar.

Wer mit den Tieren im Walde umzugehen versteht, dem wird es auch nicht schwerfallen, ihnen alle Eigenheiten ihrer Lebensgewohnheiten abzulauschen; der wird aber von ihnen auch nicht als lästiger Eindringling angesehen werden, sondern als lieber Bekannter, vor dem man sich nicht zu fürchten brauche, vor dem man sogar so sicher sein kann, daß man unter seinem Schutz ruhiger sein darf, als wenn man selbst aufpassen müßte. Dann ist es für die Kamera nicht

mehr schwer, alle Schönheiten und Seltsamkeiten festzubalten und zu bleiben=den Naturdokumenten zu machen.

Man kann natürlich auch Tiere wie ein Jäger beschleichen. Das ist sogar bei Tieren unvermeidlich, deren Verhalten man niemals ganz gewinnen könnte. Das macht mir aber bei weitem nicht soviel Freude, als ungezwungen unter meinen Lieblingen zu weilen. Die Ausbeute der Pirsche mit der Kamera kann auch niemals so groß sein, denn hier kommt man höchstens einmal zu einem vom Zufall abhängenden Schnappschuß. Danach flüchtet das erschreckte Tier und wird für die Zukunft um so vorsichtiger und scheuer sein. Wenn es aber nicht anders möglich ist, muß man schon mit solchen Schnappschüssen zufrieden sein.

HELMUTH SCHEEL:

1835 —

Die erste Reise eines pommerschen Schiffes nach der Türkei und dem Schwarzen Meer



Kapitän Kruse

Eine Seereise nach südlichen Ländern — und von solch einer Reise soll hier berichtet werden — hatte ehemals ganz besondere Gefahren, da man in vielen Gegenden Überfälle von Seeräubern zu befürchten hatte. Dies war, noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, vornehmlich im Mittelmeergebiet der Fall, und zwar dort, wo die Seeräuberschiffe der Barbareskenstaaten Nordafrikas: Tripolis, Tunis, Algier, Marokko, ihr Unwesen trieben und ständig die Schifffahrt bedrohten. Bei ihnen konnten nur Schiffe auf Schonung rechnen, die entweder bei einem Überfall den geforderten Tribut entrichteten oder deren Heimatstaaten mit den Deys (den Regenten) der Barbareskenstaaten Freundschaftsverträge abgeschlossen hatten.

Preußen hatte keine Verträge mit den Deys, und die Schifffahrt war daher

für preußische Fahrzeuge sehr gefährdet. Ein regelmäßiger Handelsverkehr nach den Levanteländern konnte sich nicht ausbilden. Soweit die Waren nicht auf dem Landweg befördert werden konnten, mußte man sich der Schiffe solcher Länder bedienen, deren Flagge durch Verträge mit den Barbareskenstaaten geschützt war (z. B. die Niederlande, Dänemark). Trotzdem haben es schon vor 1800 preußische Schiffe hin und wieder gewagt, nach dem Mittelmeer zu segeln. Sie sind aber meist aufgebracht worden, obwohl Friedrich der Große im Jahre 1761 einen Handelsvertrag mit der Türkei abgeschlossen hatte, der 1791 unter Friedrich Wilhelm II. erneuert wurde, und obwohl die Deys von Tripolis, Tunis und Algier der Botmäßigkeit des osmanischen Sultans in Konstantinopel unterworfen waren. Die Deys waren

aber, nachdem der Machtverfall im Osmanischen Reich begonnen hatte (etwa seit der Seeschlacht bei Lepanto 1571) immer selbständiger und mächtiger geworden und führten die Befehle des Sultans nicht mehr aus. So beachteten sie auch nicht die Schiffsgeleitbriefe, die vom Sultan auf Grund des Vertrages von 1761 für preußische Schiffe gestellt wurden, sondern ließen sie kapern. Nur vor marokkanischen Seeräubern waren sie eine Zeitlang sicher, weil der „Kaiser von Marokko“ (wie er damals oft genannt wurde) Friedrich den Großen wegen seiner Taten sehr verehrte und deshalb von sich aus Befehl erteilt hatte, alle Preußen zu schonen und als Freunde zu behandeln.

Soweit die Akten des Preußischen Geheimen Staatsarchivs einen Schluß zulassen, müssen trotz all dieser Gefahren

von Rherfon, welche am 12. Nov. statt finden sollte, eingetreten sind. Bey einer zweiten Reise würde diese Erfahrung nicht verloren gehen, da die nöthigen Einrichtungen getroffen werden können, sie zu vermeiden. Die beiden Preuß. Schiffe, welche der Capitain Kruse in den Gewässern von Constantinopel auf seiner Rückreise getroffen (das Swinemünde Paket und Eduard Ludwig) werden eine viel schnellere Reise gemacht, da die Jahreszeit sie begünstigt hat.“

Das Tagebuch des Kapitans Kruse, das sicher höchst wichtige und interessante Einzelheiten über die Reise birgt, konnte bisher leider — trotz eifrigster Nachforschungen in den Archiven — nicht wieder aufgefunden werden. Die Berichte der Konsula besagen aber zur Genüge, mit welcher Aufmerksamkeit man gerade das Unternehmen des Kapitans Kruse verfolgt und welche Bedeutung man ihm beigemessen hat. Kapitän und Mannschaft der Stettiner Handelsbrigg „Wilhelmine Henriette“ sind — das kann man wohl ohne Übertreibung sagen — die ersten wirklichen Pioniere gewesen, die der preussischen Schifffahrt durch das Mittelmeer den Weg zu dauernd sich mehrender und stärker werdender Geltung verholfen haben.

Der königlich preussische Gesandte in Constantinopel, Graf von Roenigsmark, hat den Kapitän Kruse für seine That dadurch ausgezeichnet, daß er ihm eine gestickte türkische Decke als Geschenk übergeben ließ und dazu folgenden Brief schrieb:

„Der Graf von Roenigsmark hat das Vergnügen dem Herrn Capt. Kruse beikommand eine Türkische Tischdecke zu übersenden, welche er denselben ersucht, als Andenken von Constantinopel und das erste Erscheinen eines vaterländischen Schiffes in diesen Gewässern annehmen zu wollen.“

(Das Original dieses Schreibens und die Decke befinden sich im Besitz des Enkels des Kapitans Kruse, Oberschullehrer Sehm in Söllnow.)

Das Preussische Staatsarchiv zu Stettin hütet noch heute — als Leihgabe aus dem Besitz des Vereins für die Geschichte Pommerns — das Original des türkischen Schiffsgeleitbriefes (sogen. Capitain-Fermans), den der türkische Sultan Mahmud Chan (1808—1839) für den Kapitän Kruse ausgestellt hat. Der Text des Fermans lautet in deutscher Übersetzung (für die ich mit Genehmigung des Verlages Asia major, Leipzig, die Übersetzung in meinem Aufsatz der Zeitschrift „Islamica“, Bd. V, fasc. 2. 1931, verwende) folgendermaßen:

Mahmud Chan,
Sohn des Abd-ül Hamid,
siegreich immer.

Ruhmreichster der Großen und Großwürdenträger, Schatzhaus rühmlicher Eigenschaften und edler Handlungen, der du ausgezeichnet bist mit der reichen Gnade des ewigen Königs, der du zu den Würdenträgern Meines Hohen Reiches gehörst und gegenwärtig Zolldirektor

von Stambul bist, Mehmed Tahir Bei, vermehrt werden möge deine Erhabenheit;

Vorbild der Erlauchten und Vornehmen, Hafensinspektor, vermehrt werden möge dein Ruhm,

Muster derer, die mit euch gleichen Ranges und die euch ähnlich sind, Beamter von Oamaq und Zolldirektor von Hissar, vermehrt werden möge euere Macht,

bei Ankunft des erhabenen Kaiserlichen Handzeichens sei folgendes kund:

Der außerordentliche bevollmächtigte Gesandte Preußens, der in Meiner Hauptstadt residiert, und der das Vorbild der Großen christlicher Nation ist, Graf Roenigsmark (sein Ende möge glücklich sein), hat an Meinem Thron

sondern ihr sollt ihm, entsprechend der Kaiserlichen Kapitulation, Schutz und Hilfe gewähren, sowie für eine sichere und friedliche Durchfahrt Sorge tragen.

Zu diesem Zweck ist Mein erhabener Ferman erlassen worden. So habe ich befohlen:

Bei seiner Ankunft sollt ihr Meinem Ferman, der erlassen worden ist, damit in der oben geschilderten Weise verfahren werde, die gehörige Folge geben und den schuldigen Gehorsam leisten. Dies sollt ihr wissen und sollt Meinem Kaiserlichen Handzeichen Glauben schenken.

Geschrieben in den ersten Tagen des Monats Dschemadü-l-ula im Jahre 1251

Gegeben in der Residenz,
dem wohlbehüteten Constantinopel

*Dem Grafen von Roenigsmark hat ichs Ankuignun
vom Herrn Capt. Kruse britennun mit türkisch/Geleitbrief
zu übersenden, welche mit einstellbar muß sein, als Andenken von
Constantinopel und das erste Erscheinen eines vaterländischen
Schiffes in diesen Gewässern annehmen zu wollen.
Konstantinopel den 9. April 1836.*

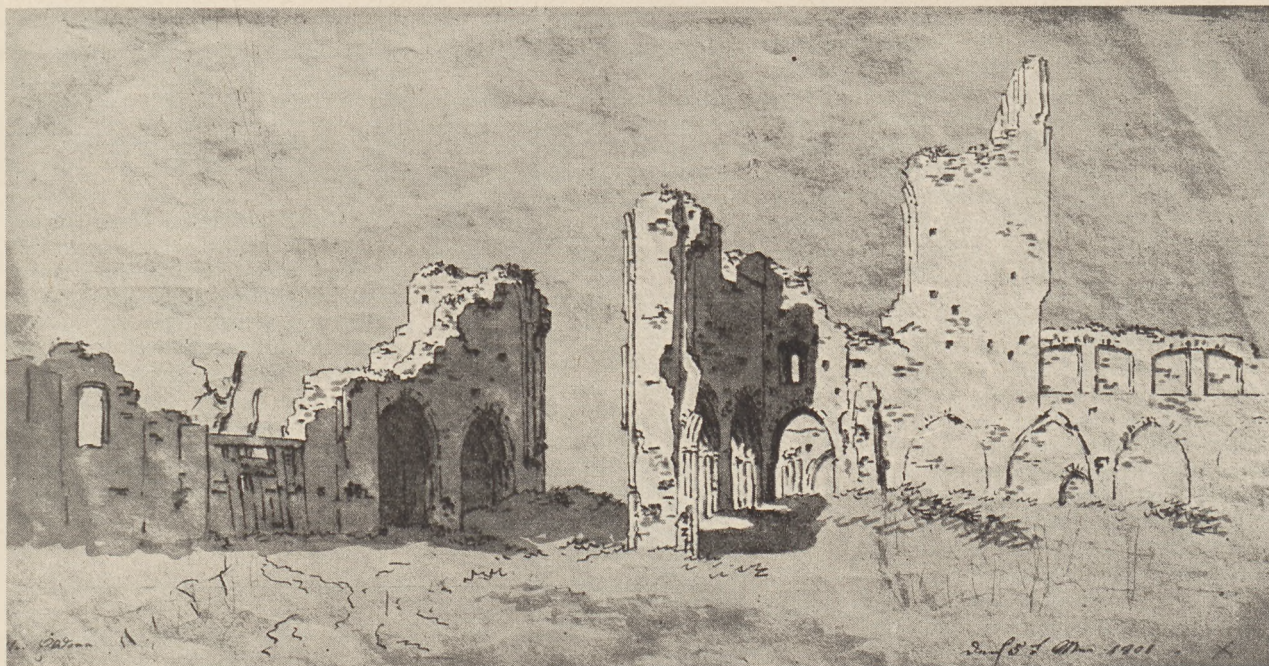
Schreiben des Grafen v. Roenigsmark an Kapitän Kruse

der Glückseligkeit eine untersiegelte Note überreicht. In dieser wird mitgeteilt, daß der preussische Rauffahrteikapitän Carl Gustav Kruse mit einem von ihm geführten preussischen Rauffahrteischiff, das den Namen „Wilhelmine Henriette“ trägt und keine Ladung hat, nach dem Schwarzen Meer zu fahren beabsichtigt; es wird beantragt, Meinen Kaiserlichen Befehl zu erlassen, damit das genannte Schiff an der Durchfahrt nicht gehindert werde. Auf daß diesem Antrage entsprochen werde, sei jetzt Mein Befehl folgender:

Ihr, die ihr seid die Genannten, nämlich der Hafensinspektor, der Beamte von Oamaq und der Zolldirektor von Hissar: Der erwähnte Kapitän mit seinem von ihm geführten preussischen Rauffahrteischiff ohne Ladung hat bei seiner Ankunft in den Meerengen, nachdem ihr diesen Meinen ihm ausgehändigten Kaiserlichen Schiffsferman gesehen habt, auf Grund der Kaiserlichen Kapitulation 300 Aktsche Gebühr für „glückliche Ankunft“ genau zu entrichten. Sofern Zweifel auftauchen sollten, ob nicht im Innern dieses Schiffes oder unter seiner Mannschaft sich christliche Untertanen Meines Hohen Reiches befinden, sollt ihr dies nachprüfen, und wenn sich keine Untertanen Meines Hohen Reiches befinden, sollt ihr davon absehen, es entgegen den Bestimmungen der Kapitulation zurück- oder aufzubalten, höhere Ankunftsgebühr oder andere Arten von Steuer zu verlangen, sowie Zwang auszuüben oder es anderweitig zu behelligen,

Dieser Ferman, abgefaßt in der damals noch üblichen bilderreichen Sprache des Orients, erzählt uns also auch noch von dieser Reise. Das große Zeichen, das sich über dem Text befindet, ist die Tugra, der monogrammartig verschlungene Namenszug des Sultans, der den Namen des regierenden Sultans, seines Vaters, und den Zusatz „siegreich immer“ enthält. Von den türkischen Beamten wird nur der Zolldirektor von Stambul mit Namen genannt. Die anderen Beamten, die an Orten der Ausfahrt des Bosphorus tätig sind, sind namentlich nicht genannt. Sie wechselten oft, und da von der Ausstellung des Fermans bis zur Vorzeigung meist längere Zeit verging, hat man es unterlassen, sie namentlich zu nennen. Mit der Kaiserlichen Kapitulation ist der preussisch-türkische Vertrag von 1791 gemeint, der von den Türken nicht als Vertrag, sondern als einseitiger Gnadenbeweis an einen nichtmuslimischen, also nicht rechtsgläubigen Herrscher angesehen wurde. Das Datum ist das des mohammedanischen Kalenders, und entspricht der Zeit vom 25. August bis zum 3. September 1835.

Kapitän Kruse, der noch mehrere Reisen nach dem Süden unternommen hat, fand in verhältnismäßig jungen Jahren den Seemannstod. Nach 1840 ging er mit Schiff und Mannschaft bei Cette (Frankreich) im Sturm unter. Die türkische Urkunde aber gibt noch der Nachwelt von einer bedeutungsvollen That pommerischer Seefahrer Kunde.



Raspas David Friedrich: Ruinen des Klosters Eldena, 1801

WOLFGANG KRAUS:

Das Kloster Eldena einst und heute

Raspas David Friedrich (1774—1840), ein Greifswalder Kind, hat in seinen wundervoll klaren und formreinen Landschaften für zwei Länder der deutschen Heimat, für Pommern und Schlesien, den gültigen Ausdruck geprägt. Kein gefühlsmäßig hat er die Verwandtschaft der aus deutschen und slawischen Bestandteilen gemischten Bevölkerung dieser beiden preussischen Provinzen erfasst, die in ihrem landschaftlichen Charakter so verschieden sind. Unter den Bildern dieses größten Landschaftsmalers, den die deutsche Kunstgeschichte kennt, ist eines, das hochragende gotische Backsteinruinen in dichtbuschigen Baumgruppen zeigt. Es ist das Kloster Eldena.

Wenn man von Greifswald, dem alten Hansesitz und der Universitätsstadt, den schmalen Lauf des Ryck-Flusses zum Bodden hinab folgt, dann findet man an seiner Mündung, wo sich die Dörfer Wieck und Eldena gegenüberliegen, im tiefen Grün versteckt, Trümmer roter Backsteinbauten, Mauerreste, Pfeiler und gotische Bögen. Hier stand einst das Kloster Eldena.

Die malerischen Ruinen, die durch ihre Vermählung mit dem Grün der Natur ein Bild der Einsamkeit und des friedlichen Weltverlorenseins bieten, zeigen im wesentlichen die reinen Formen des gotischen Stils. Nur einzelne Teile lassen erkennen, daß die Anfänge des Baues romanisch gewesen sind. Auch an diesen Trümmern sieht man mit Erstaunen, mit welcher Kunst die mittelalterlichen Baumeister es verstanden haben, aus dem plumpen Material des gewöhnlichen Backsteins Wirkungen zierlichster Formgebung herauszuholen. Viel ist in Eldena zerstört worden. Von den Mauern stehen nur noch Reste. Frei spielt das Sonnenlicht, durch kein

Dach behindert, über die Steine und belebt ihre tote Form.

Die Geschichte des Klosters Eldena ist eng verknüpft mit der Geschichte der Eroberung des pommerischen Landes für die deutsche Kultur. 1186 hatte König Waldemar der Große von Dänemark Rügen erobert und mit der Unterwerfung des dort herrschenden slawischen Fürstengeschlechts auch das Christentum auf die pommerische Insel getragen. Während er von der See her kam, drangen die Brandenburger von Süden her vor. Bei den Kämpfen zwischen den Nachfolgern Albrechts des Bären und Waldemars Sohn Knud wurde auch die Abtei Dargun, eine Gründung dänischer Zisterziensermönche — sie lag nördlich des Rummerower Sees — zerstört. Die Mönche, die ihren Wohnsitz deshalb verlegen mußten, suchten sich eine sicherere Heimat und fanden sie an der Mündung des Flusses Elda, des heutigen Ryck, wo sie durch eine Schenkung der Fürsten von Rügen Landbesitz hatten. Sie gründeten hier ein Kloster und nannten es nach dem Flusse Eldena. Das Gründungsjahr ist nicht genau überliefert. 1204 wurde die Stiftung des Klosters Eldena durch Papst Innocenz III. bestätigt, und 1207 schenkte Jaromar I. von Rügen dem Kloster einen umfangreichen Grundbesitz, der in den folgenden Jahren immer wieder vergrößert wurde. Nach Süden und nach Osten erstreckten sich die Grenzen von Eldena weit ins Land hinein.

Das Aufblühen des Klosters Eldena steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Eindringen des Deutschtums in das Land, das einige Jahrhunderte vorher nach dem Abzuge der Südwärts und westwärts zie-

henden germanischen Völker von den nachrückenden Slawen in Besitz genommen worden war. Nun schlug die germanische Völkerwelle zurück. Das Land östlich der Elbe wurde unter zielbewußten Fürsten, deren Einfluß die einheimischen slawischen Fürstengeschlechter sich gern beugten, für das Deutschtum gewonnen. Man muß sich nicht etwa vorstellen, daß in den harten Kämpfen, die sich stellenweise um den Besitz des Bodens abspielten, die ansässige slawische Bevölkerung ausgerottet oder vertilgt worden wäre. In den meisten Fällen ist sie im Lande sitzen geblieben. Es war ja noch Platz genug für die hinzukommenden Neusiedler, denn überall warteten weite Waldflächen auf Rodung und Nutzbarmachung durch fleißige Hände. Anfänglich sind die Wohnsitze der slawischen Wenden und der Deutschen streng voneinander geschieden gewesen. Das sieht man noch heute an vielen Dörfern, die aus zwei Teilen bestehen, deren Namen durch ein Groß- und Klein- oder Deutsch- und Wendisch- oder Alt- und Neu- geschieden sind. Aber bald setzte sich die Verschmelzung durch, und wenn wir heute die geschlossene Einheitlichkeit im Charakter der pommerschen Bevölkerung sehen, so finden wir, daß sich in ihr die Vorzüge beider Stämme gepaart haben.

Nach Westen wurde dem Kloster Eldena eine Grenze der Ausdehnung gesetzt durch das Aufblühen von Greifswald, das 1250 vom Marktflecken zur deutschen Stadt erhoben wurde. Bald bahnte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den Mönchen und den Bürgern der Stadt an. Im 15. Jahrhundert hatte die Rostocker Universität in Greifswald für einige Zeit Zuflucht suchen müssen. Als Professoren und Studenten wieder in ihre alte Heimat zurückzogen, entstand im geistigen Leben von Greifswald eine so fühlbare Lücke, daß der Plan, eine eigene Universität zu errichten, bald feste Gestalt annahm. Hier machte sich der Abt von Eldena durch sein selbstloses Eintreten um die Gründung der Greifswalder Universität verdient. Als diese 1456 ins Leben trat, wurde sie durch das Kloster und die gelehrten Mönche in weitestem Umfange gefördert. Die Leitung der Theologischen Fakultät lag in den Händen des Abtes. Der Zisterzienserorden war ja auch bekannt dafür, daß eine große Zahl seiner Ordensbrüder durch Hochschulstudium sich Bildungsgrundlagen von besonderem Werte erworben hatte. Das Kloster unterstützte die junge Universität auch mit Geldmitteln. Das größte Geschenk, das sie ihr machte, war aber wohl das spätere Erbe der weit ausgedehnten Ländereien, die nach dem Untergange des Klosters der Universität Greifswald zufielen.

Die Blütezeit des Klosters lag in den Jahren der Entstehung der Greifswalder Universität. Nicht lange danach begann plötzlich der Verfall, der zur Zeit des Beginns der Reformation überall in die Klöster einzog. Die rasche Ausbreitung der evangelischen Lehre in

Norddeutschland machte auch vor den Pforten des Klosters nicht Halt. Durch ihre wandernden Brüder, die mit lutherischen Predigern in Berührung gekommen waren, wurden die jüngeren Mönche bald für die Reformation gewonnen. Im Jahre 1535 wurde Eldena aus geistlichen in herzoglichen Besitz übergeführt. Pommern war für die Reformation gewonnen worden, und in Eldena zog die herzogliche Verwaltung ein.

Was die ersten Glaubenskämpfe nicht vollbracht hatten, das führte dann der 30jährige Krieg mit seinen Verwüstungen aus. Als der Westfälische Friede das lange Völkerringen beendete, blickte man in Pommern auf furchtbare Verheerungen. In Eldena war nur noch die Hälfte der 140 Bauernhöfe besetzt. Im Kloster hatte die Zerstörung begonnen. Wallensteinsche Truppen waren es, die ihre Vernichtungswut an den Gebäuden ausgelassen hatten, und als die Trümmer herumlagen, hatten die Schweden sie dazu benützt, im benachbarten Wieck Schanzen zu bauen. Damals standen aber immerhin noch die Kirche und das Refektorium. Erst 50 Jahre später wurde auf Befehl des Kommandanten von Stralsund die Ruine als Steinbruch benützt. Immer mehr wurde von den alten Bauten abgetragen, und schließlich sind auch Amtsbauten der Greifswalder Universitätsverwaltung mit Steinen vom Kloster errichtet worden.

Erst nach den Freiheitskriegen hat man den Versuch gemacht, von dem ehrwürdigen Bauwerk zu retten, was noch zu retten war. 1828 wurden die Trümmer gefäubert und, soweit es irgendwie ging, wiederhergestellt. Es war natürlich nicht möglich, eine völlige Wiederherstellung vorzunehmen, weil doch das meiste nicht mehr vorhanden war. Was wir heute noch von der Ruine sehen, ist nur ein schwacher Abglanz der einstigen Größe und Bedeutung des Klosters. Es ist nun dafür gesorgt worden, daß dieses Heiligtum der pommerschen Geschichte nicht weiter dem Verfall ausgesetzt ist. Stolz blicken die hochragenden Mauern über die stille Silberfläche des Greifswalder Boddens. Still mahnt in ihnen die Vergangenheit. Die klaren Vogelstimmen aber, die aus den Zweigen der Bäume ertönen, singen ein frohes Lied der bewußten Gegenwart.



Rapport David Friedrich: Ruinen des Klosters Eldena, 1806



Es liegt etwas unsagbar Heiliges um das Kriegserlebnis, um die Zeit des heldenhaften Ringens unserer Väter für ihre große Heimat. Wir, die wir damals noch Knaben waren, die wir andächtig den Siegesglocken lauschten und die Heeresberichte verschlangen wie ein Kapitel von Karl May, die wir in der Jugendwehr und in „Dorf-gegen-Dorf“-Kriegen den Vätern ähnlich zu sein trachteten — wir lassen uns immer wieder gern dieses kostbare Fronterlebnis einimpfen, als ein ehernes Erbe für das Sein unseres Volkes. Und in den ersten Tagen des August gehen wohl unsere Gedanken die Jahre zurück, sie verweilen bei den Gräbern, darin die Besten des Vaterlandes ruhen, eilen über die Schauplätze des Krieges. — —

Mit einfühelndem Herzen lesen wir im Vermächtnis der gefallenen Dichter: Walter Flex, Gorch Fock, Hermann Vöns und viele andere Namen glühen unsterblich auf. Bücher der Nachkriegszeit lasen wir, gute und schlechte, die ihr Entstehen nur konjunkturellen Gründen verdankten. — —

Vor mir liegen hundert und mehr Zeichnungen eines deutschen Kriegsgefangenen in Sibirien, liegt ein abgegriffenes Heft mit Geschichten und Gedichten, wie sie der Augenblick, die Stimmung fern der Heimat geboren hat. Sie stammen von dem Stettiner Maler Paul Suck, der im Oktober 1914 beim ersten Rückzug vor Warschau, als junger aktiver Soldat, von den Russen gefangen genommen wurde. Fast vier Jahre ertrug er die Qualen Sibiriens: in Wladiwostok, in Irkutsk, in Taschkent, in Perm, in Jekaterinburg. Viermal unternahm er Fluchtversuche ins Ungewisse — erst der letzte glückte und brachte ihn über Finnland und Schweden in die Heimat zurück, wo er kurz vor Beendigung des Krieges eintraf. Die Zeichnungen, diese Dokumente leidvoller Jahre rettete das schwedische Rote Kreuz.

Die Zeichnungen: sie behandeln alles, was wert war, im Bilde festgehalten zu werden. Leben und Arbeit der Gefangenen, Menschen und Landschaften, Dörfer und Städte der sibirischen Weiten. Mit den einfachsten Mitteln und nicht immer unter günstigen Umständen sind sie geschaffen worden. Da finden wir Bleistiftskizzen, Aquarelle aus Farben, die von Tinte bis Lehmwasser alle Stufen des Verwendbaren einschließen, und Zeichenpapiere, die so ziemlich alles umfassen, was nur irgendwie zu erreichen war. Und trotzdem oder gerade aus diesen genannten Tatsachen heraus fühlen wir, daß alle Arbeiten gekonnt sind, daß sie einem intuitiven Erfassen eines großen Erlebnisses entsprangen. Gewiß

wäre es verfehlt, an ihnen Maßstäbe von Atelierarbeiten anzulegen — aber sie spiegeln in der Primitivität ihres Materials die Zeit der Gefangenschaft so eindringlich, daß man vor ihnen gern in stiller Andacht verweilen möchte. Was damals der Künstler, erst einige zwanzig Jahre alt, schuf, aus sich selbst heraus ohne akademische Zweckanweisungen, das ist wert, einem größeren Kreis bekannt zu werden: wir würden eine umfassende Ausstellung dieser sibirischen Bilder Sucks warm begrüßen.

Das abgegriffene Heft: Stimmungsbilder eines Menschen, der aus dem jungen Leben herausgerissen und in die Gefangenschaft der Steppe verbannt ist. Kleine Kostbarkeiten sind die Gedichte, anspruchslos in ihren Versen, aber sie atmen Entsamung und Opfer und stilles Heldentum, sie sprechen von nicht zu beugender Kraft und von der starken Sehnsucht zur Heimat — sie sind mit Herzblut geschrieben. Die kurzen Geschichten sind anderer Art: lustige Anekdoten, die das Hirn im trostlosen Einerlei der Gefangenschaft erfunden hat, echter Soldatenhumor, Begebenheiten, die man mit verstehendem Schmunzeln liest. — —

So entsteht vor unseren Augen ein plastisches Bild jener vier Jahre, die Paul Suck an die sibirische Steppe ketetete. Leid und Freud werden wieder lebendig — Gedanken an die vielen Tausende kommen, die hier in Kälte und Schnee ihr Leben für uns dahingaben — wir Jungen wollen der unsterblichen Taten immer eingedenk sein.

So schrieb und malte Paul Suck:

Als Kirchenmaler in Sibirien

Unsere festsichere Zuversicht, daß der Krieg bereits Weihnachten 1914 zu Ende sei, hatte sich nicht erfüllt. Die vielen Parolen, die die fast verzagten Gemüter immer wieder aufmunterten, halfen nur wenig mehr. Hier gab es nur einen Weg: sich irgendwie zu beschäftigen, um nicht dauernd an das Ungewisse der Zukunft zu denken. Spärlich drangen Nachrichten von Sieg und Niederlagen ins Lager. Und hatten die Russen mal wieder ordentlich Schläge bekommen, dann wurde die uns zustehende Verpflegungsmenge stark beschnitten: 4 bis 6 Wochen lang gab es keinen Zucker, Brot nur die halbe Portion, und Fleisch, das konnten wir uns denken. Und so war es auch weiter keine Überraschung, wenn in die Essenschüssel mehr Augen reinsahen, als Fettagaugen drin waren.

Aber man gewöhnt sich an alles. Wer irgend etwas zu veräußern hatte, sah zu, daß er das Entbehrliche für einige Ropeken verkaufen konnte, um Nahrungsmittel dafür einzutauschen.

Da hieß es eines Abends bei der Paroleausgabe, daß in der Stadt zum Ausmalen der Kathedrale Maler gesucht würden. Da ich bei den Russen als Chudajchnik (Künstler) einigermaßen Ansehen genoss, wurde mir die Leitung übertragen; denn es galt als selbstverständlich, daß ich dies konnte. Um aus der Eintönigkeit des Lagers herauszukommen, meldeten sich 84 Kameraden. Wer nur irgendwann mal seine Schrebergartenlaube gepinselt, oder als Dachdecker mit dem Teerpinsel Dächer geteert hatte, hier war er Kirchenmaler. Bei einigermaßen gutem Willen und in Zusammenarbeit mit fähigen Fachleuten ging es auch wunderschön. Eine der Hauptaufgaben war, daß die Arbeit in allererster Linie im russischen Tempo vor sich ging: also nicht zu schnell — denn wir wollten doch früher zu Hause sein, als die Kathedrale ausgemalt war. Aber wir brachten den ganzen Sommer damit hin. Da die Verpflegung hier schon bedeutend besser war, bekamen wir bald auf dieses und jenes Appetit, eine Tatsache, die einige erfahrene Praktiker zu allerhand Rezepten anregte.

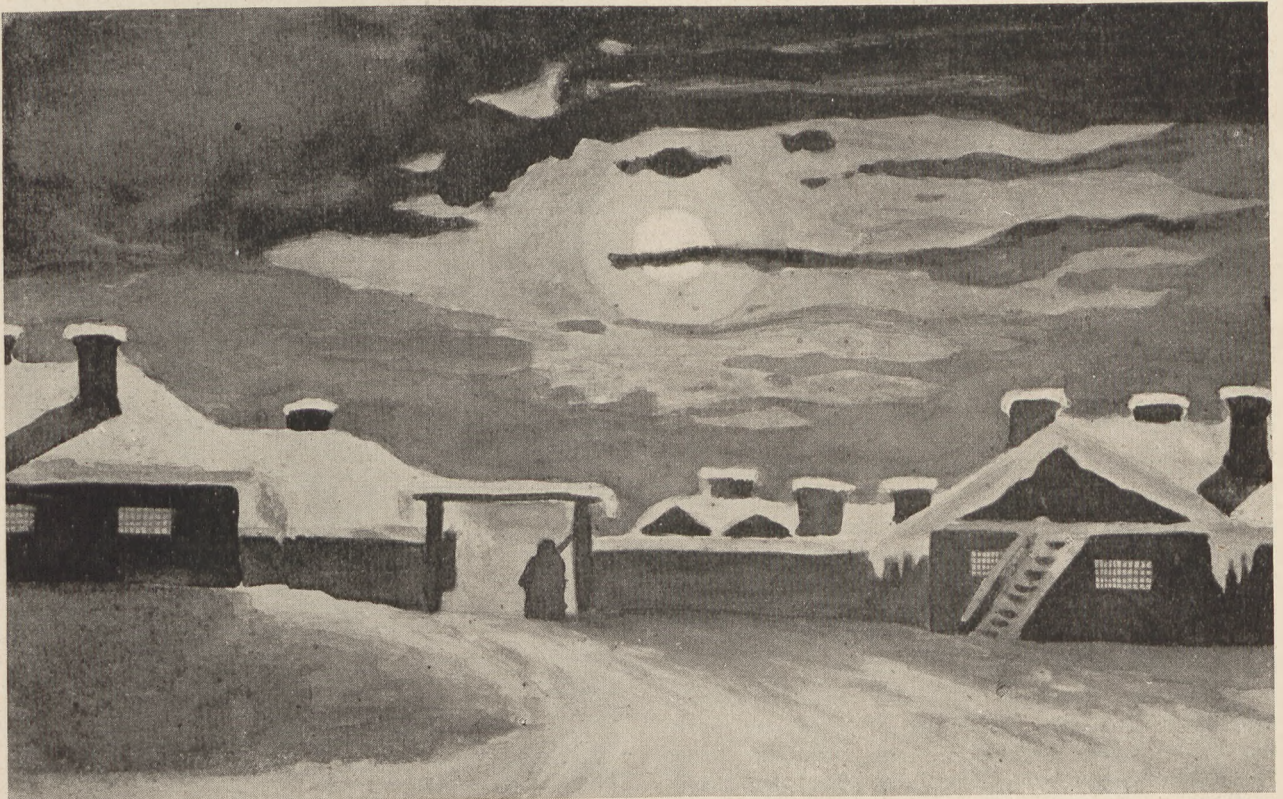
Die Vorarbeiten waren beendet, der erste Anstrich sollte vor sich gehen. Wir waren beim Mischen der Farben, als ein alter Landsturmmann zu der Feststellung kam, daß wir ein anderes Bindemittel nötig hätten. Er nahm mich beiseite und erläuterte mir seine Idee.

Nun war es meine Aufgabe, mich mit dem Oberpopen in Verbindung zu setzen. Ich machte ihm klar, daß das uns zur Verfügung gestellte Material nicht von langer Lebensdauer sei. Er möchte doch sicherlich auch, daß die Malerei ein ganzes Leben lang und, wenns geht, darüber hinaus hält. Ja, das wollte er auch. Also, wir brauchten als Bindemittel für die Farbe „Eiweiß“.

Der Pope war damit einverstanden. Und so rollte bereits am nächsten Tage eine ganze Wagenladung mit Kisten voller Eier an. In Gegenwart des Popen mußten wir zwar eine Portion schon als „Bindemittel“ opfern. Nachdem er sich aber selbst davon überzeugt hatte, daß es jetzt besser ging und die Farbe tatsächlich nur mit dem Messer abzukratzen war, ließ er sich seltener bei uns sehen — was uns natürlich sehr angenehm war. Nun setzte ein allgemeines Schlemmen in Eiern ein. Jeden Tag gab es Eier in den verschiedensten Zubereitungen: roh, gekocht, Rührei, Setzei, Eierkuchen usw. Mit primitiven Mitteln wurde aus einem Stück Blech eine Bratpfanne hergestellt, und in der entlegensten Ecke der Kirche hinter mächtigen Pfeilern wurde nach Herzenslust geschmorgelt. Bis keiner mehr etwas von Eiern wissen wollte. Nun hieß es, etwas anderes zu finden.

Inzwischen ging der Sommer langsam seinem Ende entgegen. Zu Hause war wohl gerade die Zeit des Obstes. Wieder wußte der alte Landsturmer ein gutes Rezept. Da die Arbeiten teilweise bis auf den Sockel fertig waren, brauchten wir angeblich zum Marmorieren des Sockels naturreinen Obstsaft. Auch diesem Bedürfnis wurde weitestgehend Rechnung getragen: Es hagelte Säcke und Kisten voll Obst, Pflaumen, Birnen, Apfel — ein Hochgenuss! Hätten wir nur etwas mehr Freiheit gehabt, wir würden für die Zeit als Kirchenmaler die Gefangenschaft vergessen haben.

Jedoch die Freude am Obst währte nicht lange: es setzte bald eine allgemeine Lauferei ein. Der Pope aber war ob dieser Emsigkeit, die die Maler das Gerüst ab und auf trieb, sehr erfreut. Er hielt unsere kleinen Qualen für schnelles Arbeiten und machte uns durch eine anständige Spende von 20 Rubeln (für uns ein kleines Vermögen) eine große Freude. Sogleich setzte ich 8 Rubel in Schokolade und Kakao um, um hiermit der „Krankheit“ ein Ende zu bereiten.



Winternacht über dem Barackenlager von Jekutf

Bumafchka

Unser Lagerkommandant, ein alter Major a. D., war einer der wenigen, die uns ziemlich schonend behandelten, und der selbst zufrieden war, wenn er so wenig wie möglich behelligt wurde. Ab und zu besuchte er uns — aber nicht, um nach dem Rechten zu sehen, sondern um seinen Bedarf an Streichhölzern, Tabak und Zigarettenpapier aufzufrischen. An diesen Dingen



Der Kommandant und sein Adjutant

herrschte hier allgemein großer Mangel — und sie verschwand, während er durch die Baracken hinkte, in seiner großen Manteltasche.

Ein Protestieren dagegen half nichts. Denn seiner Meinung nach war es dem Tabak ja ganz gleich, wer ihn rauchte. Also hieß es, nichts mehr offen liegen zu lassen. Aber einmal mußten wir ihn doch reinlegen, und das gründlich!

Auf einem Tisch warteten schon etliche Tage eine Schachtel mit abgebrannten Streichhölzern, die mit gelöschtem Kalk und Ofenruß kunstgerecht den echten nachgebildet waren, und ein Päckchen russischer „Machorka“ (einem Sägespäne ähnlich aussehenden Tabak aus Stengeln), gemischt mit den Ergebnissen einer peinlichen Fingernagelpflege. Dazu ein kleiner Zettel mit der Aufschrift: „Du sollst nicht stehlen!“ — und als Siegel drei besonders fette, plattgedrückte Wanzen.

Unsere Annahme, daß sein Adjutant — Tscheche und Dolmetscher, der sehr gewichtig dauernd mit einem blauen Aktendeckel einherlief — hier übersetzend eingreifen mußte, bestätigte sich. Denn bald ergoß sich über den armen Kerl das ganze Lexikon von russischen Schimpfwörtern. — —

Von nun an warf „Bumafchka“, wie wir den Alten nannten, jeder Schachtel Streichhölzer und jedem Päckchen Machorka, das er bei seinen Rundgängen antraf, nur noch einen verächtlichen Blick zu.

Die deutschen Teufel

Seit Stunden standen wir nun angetreten vor unserer Baracke, jeder sein Bündel oder die selbstgezimmerete Reisekiste vor sich. Wieder ging es ins Ungevierte, irgendwohin. Mit wenigen Ausnahmen waren wir schon so abgestumpft und hoffnungslos, daß uns alles vollkommen gleichgültig war. Zum fünftenmal zählte der „Starschi“ (Feldwebel) höchst persönlich ab, und jedesmal, wenn er bei horrok (40) war, war sein Latein zu Ende. Dann kratzte er sich seinen verlausten Schädel und nach einer kleinen Pause ging es wieder von vorne los, mit demselben Ergebnis — bis sich von seinen schwelligen Lippen unter dem Schnurrbart der uns so wohl bekannte russische Fluch löste: „Tjob twoia match!“

Wir hatten schließlich mit dieser hilflosen Figur Erbarmen, und unser rangältester Unteroffizier W. versicherte ihm, daß diese Zahl tatsächlich stimmt!!

Na dann: idji! — marsch!

Wo kommen wir wohl hin? Niemand wußte es, auch unsere Begleitmannschaft nicht. Nach zwei Tagen Fußmarsch erreichten wir die nächste Bahnstation. Eine trostlose Hütte — vier Pfähle, ein Dach, an zwei Seiten Bretterverschalung —, in der höchstens ein Drittel von uns Platz fand, war unser einstweiliges Quartier. Der Zug, der uns mitnehmen sollte, hatte die übliche russische Verspätung, diesmal nur sechs Stunden. Nach zweieinhalb Tagen Bahnfahrt nahm uns ein anderes Wachkommando in Empfang, um uns weiter zu transportieren. Die Eintönigkeit der russischen Steppe wurde von sacht ansteigenden, bewaldeten Bergen abgelöst. Wir befanden uns am Fuße des Urals, also ein gut Stück der Heimat näher. Sollten wir etwa doch — —?! Aber nein, es ging immer weiter nordwärts, noch drei Tage lang.

Unser Transport von 250 Mann setzte sich größtenteils aus Österreichern (Tschechen, Kroaten, Slowaken) zusammen, nur sechs Reichsdeutsche waren unter ihnen.

Am Bahnhof empfing uns fast die ganze Bevölkerung. Nicht etwa, um uns Ovationen darzubringen, sondern um die ersten „Germanskis“ zu sehen. Denn die Russen hier hatten von uns eine eigenartige Vorstellung: Von Hörensagen und den in allen Bauernhütten hängenden großen Plakaten kannte man die Deutschen nur als Teufel — mit Ruchschwanz, Hörnern und Pferdehufen. Nun waren sie da, diese Teufel. Hatte man uns anfangs etwas Scheu beaugenscheinigt, so gab es dann doch einige Mutige, die uns bis in die uns zugewiesene Baracke begleiteten. Als wir uns nun nach dieser langen Reise unsererer schmutzigen Kleidung



Sibirische Wasserträgerin

entledigten, vor allem der Fußbekleidung (nicht etwa Schuhe oder Stiefel, sondern alte, mit Bindfaden zusammengebundene Säcke), da wurden die Gesichter der Russen immer länger. Vergeblich suchten sie nach dem Pferdefuß und den Hörnern.

Ich sehe noch den Panje kopfschüttelnd vor mir stehen, wie er mit einemmal seinen „Pimi“ (Fitzstiefel) auszieht, seine fünf Zehen zählt, um dann vergeblich bei mir dasselbe zu tun. Dieses Abzählen von 1 bis 5 wiederholt sich noch zweimal — dann ein Stirnrnzeln und etwas enttäuscht brüllt er nun los: „Weiß der Teufel, wie bei uns!“



Gefangene im Bergwerk: Abladen von Steinen über Tage

Fahrt in die Einöde

Des Winterabends karges Licht
Dringt durch die schmalen Ritzen
Des rollenden Güterwagens,
Und fällt mit fahlem Schein
Auf müde Krieger.

Zusammengekauert in sich,
Ergeben ins harte Geschick,
Lehnen und liegen sie
Auf dem Holze,
Wo Ungezieser nistet.

Und draußen peitscht der Wind
Den nassen Schnee
An den Wagen.

Stumm sind die Lippen,
Die einst im Siege jauchzten.
Bleiern fallen zu die Augen,
Die einstens treu gewacht,
Gezwungen ruh'n die Arme,
Die die Waffe trugen,
Bis Gefangenschaft sie band.

Entbehrung und Hunger trieben
Aus dem Sinne die Gedanken,
Die den Menschen adeln ...
Brot sucht das erwachende Auge,
Und vom Brote träumt der Schlaf. — —

Und bringt ein süß Erinnern
Der Heimat Bild dem Verbannten,
So hebt ein Lied zu klingen an
In sich vergessender Seele.
Und wenn es auch gar schnell erstickt
Beim Rufe des russischen Wächters,
So schlägt doch schneller das Herz —
Und opfert mit jedem Schlage der Göttin,
Die segnend in das Dunkel tritt:
Der Hoffnung — — —

Melancholie

Es ist so einsam, einsam
Im Walde um mich her,
Die Säge hör ich rauschen,
Doch auch sie rauschet leer.

Eintönig knistert's Feuer,
Das Herz ist mir so schwer —
Und trüb sind die Gedanken,
Als ob keine Hoffnung wär'.

Und leer ist mir die Seele.
Ich liebte doch so sehr.
Nun bin ich ja gefangen —
Hab kein Recht zu leben mehr!

Waldarbeit

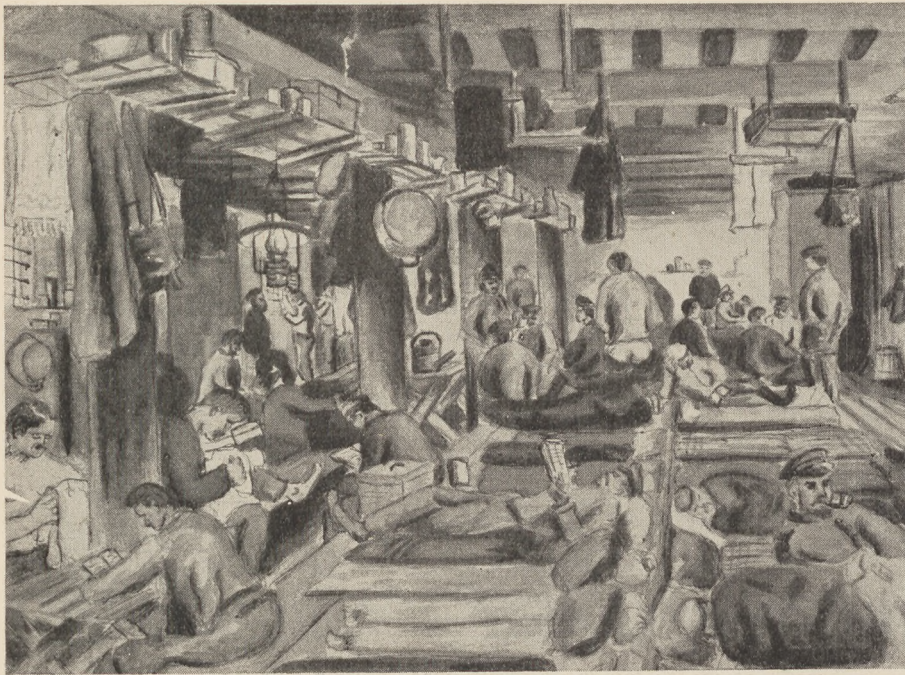
Wenn kaum der Morgen graut,
Zieh'n wir zum Wald
Und hauen Holz —
Hu, es ist kalt!

Mit letztem Lebensmark
Führ'n wir die Säge,
Und fragen das Schicksal
Nach unsrem Wege.

Die Sonne scheint golden
Auf unsre Beile —
Wir stehen und sinnern
Eine kleine Weile.

Wir träumen vom schönen Heimatland,
Von Jugend, Liebe und Glück,
Und schauen uns in die Augen
Mit ganz verlornem Blick;

Drin fragt es stumm und weh:
Wann — wann — wann?
Vom Himmel rieselt leis ein Schnee,
Und Winde rauschen durch den Tann.



Inneres einer Baracke
in Irkutsk



Walдарbeit im Ural

Was sind denn das für Klänge

Was sind denn das für Klänge,
Dort an der Wolga Strand?
Von treuer Wacht am Rheine,
Vom deutschen Vaterland?

Wer sind die hageren Gesellen
Am ruß'gen Feuer dort?
Die trotzig das Schicksal bezwingen
Mit mannhaftem Lied und Wort?

Es sind gefangene Schwaben,
Die frierend in kalter Nacht,
Dort bei der Wolga Kaufschon
Dem deutschen Geiste lauschen.

Der Gefangene und der Tag

Und wieder stieg ein neuer Tag
Aus ew'gen Tiefen,
Und legte sich mit seinen Qualen
Auf den Verbannten.

Im kalten Nebellande
Öde, Stille!
Morgen ohne Sonne,
Kein Laut des Lebens!
Nur Tropfen des Wassers vom reifigen Baum,
Erde und Himmel ein toter Raum,
Dem schwer entsteigt trauriger Traum — —
Und müde sich laufende Sehnsucht
Singt wieder ihr Lied,
Das höhrend der Ekel am Leben
Ihr raubte . . .

Hungernd nach Lichte
In Einöde —
In Zweifel und Glauben
Sich marternd —
Klingt mit dem Geschick
Wieder die Seele
Einen Tag. — —

Und wieder nach hundert Jahren . . .

Alte vergilbte Blätter, Ansichten von Stettin, hundert, hundertundfünfzig Jahre alt . . . Fremd und doch bekannt in ihren Darstellungen; denn die städtebaulichen Hauptstücke darauf lassen sich leicht und schnell ausdeuten. Das Schloß, imponierend über niedrigen, dicht gedrängten Häusern, St. Jakob i mit dem nach

Christian und Gottlieb getauft wurden und die Mädchen Sidonie und Ottilie.

Alter Urahn Hübner, du wirst es mir bestätigen, daß die Große Lastadie damals ihre vollwertigen Bürger und noch keine Hinterhaus- und Elendsquartiere hatte. Speicher und Stallungen füllten den Raum bis zum



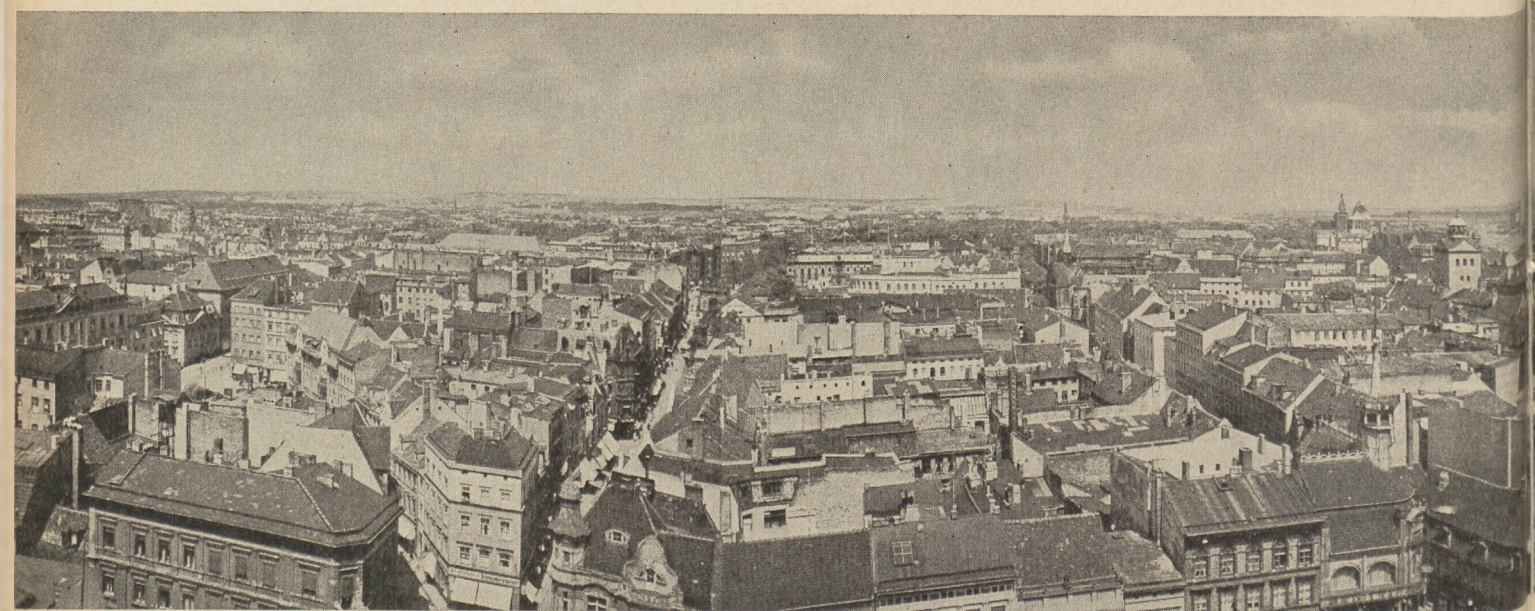
Alt-Stettin im 18. Jahrhundert

Rampf- und Notzeiten unvollendet gebliebenen Westturm; auf dem jüngeren der Bilder (Blick von der Schiffsbaulastadie auf die Stadt) links der Dachreiter der Johanniskirche und ganz rechts der Turm von St. Peter und Paul. Und zwischen beiden, den Eckpfosten gewissermaßen, das alte Stettin.

Das alte Stettin, dessen Menschen in vergessenen Gräbern schlafen, selber vergessen bis auf wenige und wenn nicht Familienüberlieferung sie einmal wieder sprechen heißt. Und schon öffnet sich mir eine Schublade, die ich sorgsam hüte. Ein Griff hinein, und zu den Bildern der alten Stadt hat sich das Bild eines ihrer Bürger gesellt, meines Urahns mütterlicherseits, des Christian Hübner, Angestellten der Kaufmannschaft, ein Leben lang wohnhaft und beheimatet auf der Großen Lastadie. Geboren in dem Jahrhundert, da der Große König Stettin wirtschaftlich wieder auf die Beine half, gestorben dazumal, als die Dampfschiffe anfangen, mit langen, schwarzen Schornsteinen die Häuser am Bollwerk anzuqualmen, gelebt in einer Zeit, als die Jungen

Wall, der das Stadtviertel nach der Wiesen- seite zu umschloß, und vor allem die „Goldene Krone“ besaß ihrer viele für die Pferde langer Wagenzüge mit Waren, die durchs Parnitztor von Altdamm her herein- raffelten und hier hielten.

Ein besonderes Kapitel, diese Wälle um Stettin! Im Winter rutschen deine lieben Enkelkinder auf Schlitten von der Wallhöhe bis in den Hof der „Krone“ hinein und wären sicher erst bei Dunkelheit nach Hause gekommen, wenn nicht deine stockbewehrte beamtete Autorität gewesen wäre. Die Wälle waren ursprünglich kahl, selbstverständlich, und ganz so, wie es das ältere unserer Bilder mit der Sicht aus der Gegend des heutigen Logengartens auf die Stadt und mit den Bastionen von Fort Leopold davor zeigt. Später, nach der Franzosenzeit, bewuchsen sie und wurden zu schattigen, in der engen Festung sehr begehrten Promenaden für die Bürger, die — ein Wallbillet der Kommandantur besaßen.



Stettin aus der Vogelschau: Blick vom Turm

Wir wollen uns dieses Bild, den Blick über die dörflische Unterwiek auf Strom und Stadt, einmal genauer beschauen, verehrter Ahnherr! Ich sehe Dich im Geist an einem schönen Sommersonntag mit Enkeln und Enkelinnen die Oder abwärts rudern, Richtung Frauendorf. Denn dort saß die Schwagerschaft der Hübner auf eigener Scholle. Von der Langen Brücke zur Baumbücke, vorbei rechts an der Schiffsbau-
lastadie mit ihren Werften und dem Dunzig, links an der nahe dem Wasser stehenden Kirche des Frauenklosters und dem Frauentor, am Fort Leopold und an den Häusern und grünen Höhen der Unterwiek. Sie sind mit Obstgärten bedeckt, die hier wie in Grabow Stettiner Bürgern gehören. Wer weniger begütert ist, mietet sich in Grabow dicht am Wasser eine „Sommerstube“.

Ja, in Grabow, dem reizend gelegenen Dorfe, wohin man seine auswärtigen Besucher führt, wo die heiratsfähigen Töchter der Gesellschaft präsentiert werden, die Damen Kaffee trinken und die Herren ein Spielchen machen. Und während wir mit Dir, verehrter Urahn, zu Wasser unsere Straße ziehen, wandern andere den Unterweg, aus dem Frauentor hinaus und dann hinter den das Wasser säumenden Höfen und Häusern der Unterwiek ihrem Ziele zu. Ein dritter, der Oberweg, aber von Reitern und Karossen belebt, verläßt die Festung durch das Königstor. War es aber Winter und der Strom mit festem Eise bedeckt, dann schnelltest Du Dir trotz hohen Alters die Schlittschube unter, und inmitten der Enkel ging es in lausender Fahrt die Oder abwärts. —



Alt-Stettin zur Biedermeierzeit



der Jakobikirche nach Norden und Osten

Und wie die Wälle, so waren die düsteren Festungstore ein Kapitel für sich. Im Sommer um 9 Uhr, im Winter um 8 Uhr wurden sie geschlossen und alle halbe Stunde nur geöffnet. Wer sich verspätete, mußte eben warten. Durch das Parnixtor hinaus ging es zwischen endlosen Wiesenflächen dahin, oft ein abendlicher Spaziergang noch, bis zum Zollstrom. Und kam der Abend, und alles war wieder um die Alten im urgroßväterlichen Hause versammelt, dann brannte auf dem Tische ein Talglicht, mehr nicht, und nur der Sonntag kannte Ausnahmen. Urgroßvater sorgte für alles. Er kaufte im Herbst Talg ein; er goß die Pichte für den Winter, eine Kiste voll, und ihr Inhalt mußte reichen. Dann lag auf dem Tisch die Lichtschere, um das Licht zu schnäuzen, wenn der Docht zu lang wurde. Wie sich die Enkel danach drängten, trotzdem eine Ohrfeige der Lohn war, wenn die Flamme dabei erlosch...!

So sah das alte Stettin aus. Und heute? Verehrter Urahn, ich möchte einmal mit Dir auf den Turm der Jakobikirche steigen, miewohl ich ob solchen Ansinnens an einen ehrbaren Bürger der Stadt befürchten muß, Deine rechte Hand an meinen Ohren zu fühlen. Aber wir Urenkel haben doch auch unsern Stolz, haben unser Stettin, das neue, das sich sehen lassen kann.

Und schon stehen wir auf der Höhe und halten Umschau, nach Osten, wohin das Kirchendach unter uns zeigt, nach Norden, woher die freien Höhen von Warsow mit reisenden Kornfeldern leuchten. Aber gewiß sucht Dein Auge drüben zunächst die heimische Lastadie und findet sie auch; denn deutlich schneidet ihr Straßenzug in den von einzelnen höheren Bauten überragten Baublock. Freilich können wir Dir mit hohen Häusern nicht imponieren. Die gab es zu Deiner Zeit in der engen Festung schon, und neben den noch älteren Speichern stehen ihrer einige noch heute. Und was den Stil angeht? Da müssen wir um Verzeihung bitten! Aber seit dem Barock ist uns eigentlich nichts Rechtes mehr geglückt. Der Stil der neuen Zeit, das ist der Ausdruck ihres Wesens und Lebens, der baut sich jenseits der Wälle der Lastadie und jenseits von Parnix- und Frauentor auf: Hasenbecken, Riesenkräne, Speicher aus Eisen und Zement, Schiffe aus Stahl, Arbeit Tag und Nacht...

Ich sehe Dich leise den Kopf schütteln, und langsam gleitet Dein Blick nach links, wo unter uns Große und Kleine Domstraße gen Norden weisen. Mit der Frauenstraße der Oder gleichgerichtet, umranden sie den Altstadt Hügel, durch vom Wasser aufsteigende enge Gassen maschenartig verknüpft, durch die winters der Ostwind so wundervoll ins Altstadt-Innere pfeift. Dort Peter und Paul, das Schloß, das Königstor, und dahinter hörte es früher einmal auf, begannen die Festungswerke, winkte ländliche Stille. Und heute?

Die Festungswerke sind längst von innen erobert, gesprengt. Die Stadt ist gewaltsam über ihre Grenzen gequollen, hat das dörfliche Grabow verschluckt, den Gutshof Grünhof und brandet mit ihren Wellen an den fernen Warsower Höhen.

„Grünhof und das Gasthaus an der Beeke, wohin die Herren der Kaufmannschaft einmal im Mai zum Spargelessen fahren! Ich sehe keine Felder und Gehölze mehr; ich sehe nur Häuser...“

Er beschattet die Augen und weist nordwärts. „Das sind doch die Kollberge, müssen sie sein! Einmal — der Weg von der Lastadie ist weit — bin ich mit Deiner Mutter, meiner Enkelin, und den andern zu Wagen dort gewesen. Man trinkt in der Schäferei auf der Höhe Milch, und die Kinder reiten auf einem Esel oder schaukeln. Auch die Aussicht ist schön. In meiner Jugend kam übrigens das Wasser für die Wasserkunst auf dem Roßmarkt dort unten von da her...“

„Alles, alles fort, was uns Freude machte!“ Und dann nach einer Weile: „Ihr werdet aber wohl die Eure haben...“

„Unsere Freude! Ja, und unsere Arbeit.“ Ich spreche es in die freie Luft; denn der Platz neben mir ist — leer. Ich lasse den Blick noch einmal über die schöne, weite Stadt mir zu Füßen schweifen. Unsere Freude, unsere Gegenwart!

Und die Zukunft? — Wenn sich auch nimmer ganz verstehen läßt, was ein Jahrhundert auseinander schafft und meint und lacht: möchte ich doch — Hand in Hand mit einem Urenkel —

„... wieder nach hundert Jahren deselbigen Weges fahren.“

W. HEERMANN-GRETHEM :

Die Riesen- heidelbeere: ein Wunder der Züchtung



Mund und Zähne werden nicht mehr „blau“

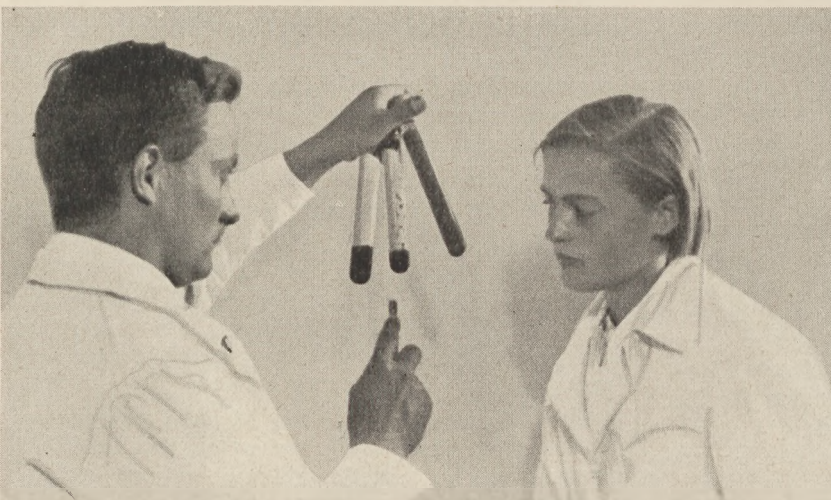


Die Riesenheidelbeere

In dem Bestreben, den Ertrag der deutschen Scholle zu heben, hat die wissenschaftliche und praktische Pflanzenzüchtung während der Nachkriegsjahre durch Schaffung ertragreicherer und gegen Krankheiten widerstandsfähigerer Sorten bei allen unseren wichtigen, alten Kulturpflanzen große Fortschritte gemacht. Daneben wurden aber auch zahlreiche neue, bisher wenig oder gar nicht angebaute Pflanzen in Kultur genommen und nach den Grundsätzen der Vererbungswissenschaft züchterisch weiterentwickelt. Unter diesen Pflanzen nimmt die neue Gartenheidelbeere eine Sonderstellung ein.

Unsere Waldheidelbeere, die in den verschiedenen Gegenden Deutschlands unter den Namen Blaubeere, Vorkbeere, Worbeln, Augsbeer, Staudelbeer, Vibberken und vielen anderen mehr ein altes, allgemein beliebtes Waldbeerenobst darstellt, wird jetzt in der bedeutend verbesserten Gartenheidelbeere eine wertvolle Ergänzung finden. Ein amerikanischer Züchter, Dr. J. B. Coville, hat auf diesem Gebiet wichtige, mühevoll geleistete Pionierarbeit geleistet. Seine Neuzüchtungen sind durch Kreuzungen von zwei amerikanischen wilden Heidelbeerarten entstanden und kommen seit einigen Jahren in den Gärten der Neuen Welt mehr und mehr in Aufnahme.

Seit 1928 macht das Institut für Pflanzenzüchtung in Landsberg (Warthe) nicht nur als erstes reichsdeutsches Institut, sondern als einziges in Europa unter den verhältnismäßig harten ostdeutschen klimatischen Bedingungen sehr erfolgreiche Züchtungs- und Kulturversuche mit Heidelbeeren. Durch eifriges Sammeln gelang es, von den etwa 800 auf der ganzen Welt vorkommenden Heidelbeerarten die wichtigsten, für die Züchtung wertvollen Arten zusammenzustellen. Damit wurde eine einzigartige, auch botanisch interessante Sammlung geschaffen. Es steht dort die japanische Kraterheidelbeere neben der nordamerikanischen behaarten Heidelbeere; die



Die Riesenheidelbeere (in der Mitte) enthält nur die Hälfte der Samenmenge unserer Waldheidelbeere (links) und nur ein Zehntel der Johannisbeere (rechts)

Raukasusheidelbeere neben der reichtragenden von Madeira; dickblättrige Vertreter vom Himalajagebirge neben der kleinblättrigen, sehr aromatischen Heidelbeere aus Ekuador. Aus Grönland, Mittelamerika und Hinterindien werden noch neue Gäste erwartet.

Von der deutschen Waldheidelbeere, deren kleine, kriechende Sträucher jedem Freunde des deutschen Waldes bekannt sind, fallen die Pflanzen mit ganz weißen Beeren besonders auf; es sind auch Pflanzen mit pechschwarzen und schönen roten „Blau“beeren dabei. Dem Laien möchte dies alles als überflüssige Spielerei erscheinen, jedoch ist dem Züchter das Studium und die Kenntnis der Vererbung von Saft- und Fleischfarbe bei unserer Waldheidelbeere eine wichtige Grundlage für die Züchtung einer Tafelheidelbeere.

Neben dieser Sammlung der aus aller Welt hier zusammengeführten wilden Arten stehen auf großen Beeten die neuen amerikanischen Kultursorten. Die Sträucher erreichen eine Höhe von über zwei Meter, und die Zweige sitzen größtenteils brechend voll dicker Beeren-

büschel. Die schönen blauschaligen, kirchengroßen Beeren sind weißfleischig und haben mit ihrem fast farblosen Saft ein angenehmes süßes Aroma.

Kopfschüttelnd wird sich mancher alte Beerenobstzüchter fragen: Was sollen wir mit einem neuen Beerenobst, wir haben Überfluß daran, und die Preise lohnen oft kaum das Pflücken. Das stimmt; aber man muß bedenken, daß vor Beginn der Wirtschaftskrise jährlich für viele Millionen Mark Beerenobst eingeführt wurde. Die neue Gartenheidelbeere bringt aber keine Konkurrenz für das uns bisher bekannte Beerenobst, das fast alles im Juli reift und zu dieser Zeit den Markt überschwemmt. Die Gartenheidelbeerernte beginnt Ende Juli und dauert bis September. Damit kommt eine wertvolle Abwechslung auf den Beerenobstmarkt. Die riesenfrüchtige Gartenheidelbeere hat bereits viele Freunde gewonnen um so mehr, als die jetzige züchterische Bearbeitung das Ziel hat, eine für europäische Verhältnisse besonders geeignete Gartenheidelbeere zu schaffen. In wenigen Jahren wird sie den Markt Europas beherrschen.



Fotos Senckpfehl

Im „Urwald“ der Heidelbeersträucher. Die Riesenheidelbeere erreicht eine Höhe von über 2 Meter



Fot. Haehn

Roggenaust

Up't geele Kurnfeld gläuh't de Sitt,
de Seiß, de srest, de Seiß, de snitt,
sei bringt de swornen Wahren all
un Winnen, Trams' un Rad' tau Fall.

De Dien' dreiht sid mit lichte Hand
ut frische Halmen fast en Vand.
Wenn Garw' bi Garw' in Hoden steiht,
dörch Halm un Ohr' en Swistern geiht:

Sacht singt de Wind von'n Maiendag,
von Hagel, Vlis un Wederschlag,
dat Kurn is rip, dat wohret nich lang',
denn klingt dörch't Dörp de Döscherklang.

Un ut dat Feld taum Sünnelicht
mit frischen Ruch en Veden stigt,
so heit un hell as Sünneglot:
„Giww uns, o Herr, uns' däglich Brot!“

FRITZ DITTMER.

Die Boldevißer Bauernunruhen

(Schluß aus Heft 3.)

Unter den abziehenden Leuten hat einer die Parole ausgegeben: Gearbeitet wird nicht, bis die ganze Sache abgetan ist! Ein hochgestimmtes Zusammengehörigkeitsgefühl durchdringt sie: Alle für einen, einer für alle! Zusammenbleiben! Und statt an ihre Arbeit zu gehen, ziehen sie zur Neuendorfer Scheune. Einige, die sich nicht gleich anschließen wollen, weil sie Furcht vor den Folgen haben oder weil ihnen das ganze Unternehmen sinnlos erscheint, werden mit Schlägen bedroht, bis sie sich fügen.

Der natürliche Wunsch nach Bundesgenossen wird rege. Der Pachtbauer Neumann zu Lipsitz wird zum Anschluß gezwungen, da er unter derselben Herrschaft steht. Die Gutsleute von Dubkewitz und Klucksewitz werden verständig und zeigen Neigung, mitzumachen. Der böse Geist des Unternehmers aber ist der Schneider Caspar Buckert, ein gelähmter Krüppel, den die ganze Sache gar nichts angeht. Segen besseres Wissen erzählt er seinen aufgeregten Dorfgenossen, „um ihnen Mut zu machen“, die Singster würden ihnen sicher helfen, und gibt dadurch Anlaß zu einem verhängnisvollen Schritt: Am nächsten Morgen gehen Jürgen Markwart und Christian Mau nach Singst, um Hilfe zu holen. Dem jungen Mau kommt sein Vorhaben bedenklich vor; vor dem Dorf trennt er sich von Markwart, schlägt einen anderen Weg ins Dorf ein, geht nur zum Krämer und kauft sich ein Pfund Tabak. Markwart dagegen führt sein Vorhaben aus; er sucht den Schuster Fischer auf, und als er bei diesem mehrere andere Personen in der Stube findet, bittet er ihn herauszukommen, da er ihn allein sprechen müsse. Fischer führt ihn in seine Speisekammer, und hier tut Markwart die verhängnisvollen Äußerungen, die ihn nachher vor dem Gericht zum Verschwörer stempeln: „Es muß noch gehen wie in Frankreich, und mit dem Hauptmann muß man den Anfang machen“. Er stellt auch die Frage, ob die Singster helfen wollen. Die Antwort des Schusters ist, wie zu erwarten, rundweg ablehnend. Statt nun nach seiner Rückkehr das Scheitern seiner Sendung offen zuzugeben, erzählt Markwart den in der Scheune Versammelten, die Singster seien bereit zu helfen, wenn die Pansewitzer mitmachen würden.

Die Leute bleiben in der Neuendorfer Scheune versammelt, vom Mittwochabend bis zum Freitagmorgen. Was sie eigentlich wollen, ist wohl keinem richtig klar. Sie wissen, daß Militär gegen sie im Anmarsch ist und verstehen sich mit Knüppeln, um die Soldaten damit vom Hof herunterzujagen. Ein bestimmter Plan, eine zielbewusste Führung fehlt. Wenn die Soldaten kommen, wollen sie sich wehren; sind es aber zu viele, so wollen sie „to Busch gahn“. Das ist ihr ganzer Plan!

Unterdessen rückt das Kommando heran. Um möglichst wenig Aufsehen zu erregen, marschiert es die Nacht hindurch und trifft am Freitag bei Morgengrauen vor Neuendorf ein. Der Gutsherr erwartet die Soldaten dort und läßt ihnen durch seinen Jäger den Weg zur Scheune zeigen, wo noch zwanzig Leute versammelt sind. Sie haben bereits erfahren, daß das Kommando

viel stärker ist als sie erwartet hatten und daß Widerstand nutzlos ist. So lassen sie sich ruhig festnehmen, ohne Gegenwehr, sichtlich eingeschüchtert. Zehn weitere werden aus ihren Raten geholt, einer muß unter dem Schweinekoben hervorgezogen werden, vier kommen freiwillig. Während sie zum Schloß transportiert werden, sagt einer: „Ich fürchte mich nicht, und wenn ich kreuz und quer gehauen werde. Einen Tod nur bin ich Gott schuldig!“ Andere rufen den Soldaten zu: „Wir haben keinem was gestohlen! Wir haben nicht Mord und Totschlag begangen!“ Auf dem Boldevißer Hof werden sie in einen Wagenschuppen eingesperrt; Messer und Feuerzeug werden ihnen abgenommen.

Nachdem Leutnant von Sodenstern und Fähnrich Schohl ihren Bericht über die Verhaftung der Leute erstattet haben, werden sämtliche Verhaftete unter starker militärischer Bedeckung vor das Gericht geführt. Es wird ihnen nochmals vorgehalten, wie halsstarrig sie sich vor dem ersten Gericht benommen haben; für den Fall, daß sie in ihrer Widersetzlichkeit beharren sollten, wird ihnen strenge Bestrafung angedroht; es wird ihnen aber auch nochmals genaueste Unparteilichkeit zugesichert; es sei möglich, daß manche an den Unbotmäßigkeiten gar nicht beteiligt waren und sich nicht schuldig fühlten; diese sollten vortreten. Der veröhnliche Ton dieses vom Richtertisch gesprochenen Satzes ruft bei einzelnen Leuten Rührung hervor; der Zwang des Zusammenhaltens, das Gefühl der Zusammengehörigkeit läßt sichtlich nach. Da ruft Johann Philipp Ramrat mit warnender Stimme: „Hier ist keiner, der nicht schuldig ist!“ Und Jochen Führ sagt laut: „Was dem einen widerfährt, soll auch dem anderen widerfahren.“ Die beiden werden sofort von der Wache abgeführt und in besonderen Gewahrsam gesetzt. Das Gericht läßt den Vorfall protokollieren, ebenso die Namen von fünf anderen Leuten, die sich in der ersten Sitzung durch Halsstarrigkeit hervorgetan haben. Drei andere Leute dagegen, die bei der Schlägerei nicht beteiligt waren und die sich jetzt gerührt und gefügig gezeigt haben, werden vor allen belobt und entlassen. Dieses Verfahren verfehlt seine Wirkung nicht: Die Leute sind eingeschüchtert und ihr Zusammenhalt ist gebrochen.

Es folgt nun eine lange Reihe von Sitzungen und endlosen Verhören. In der Zeit vom 19. Juli bis zum 20. August werden 20 Gerichtstage abgehalten. Die Untersuchung gilt vor allem der Feststellung, wer bei dem tätlichen Angriff auf den Schreiber beteiligt war, wer die Rädelsführer waren, wer insbesondere Hilfe von auswärts hat heranziehen wollen. Am 25. Juli beantragt der Gutsherr, die Minderbelasteten aus der Haft zu entlassen, damit seine Erntearbeiten nicht Schaden leiden. Daraufhin werden 20 Mann in Freiheit gesetzt, nachdem sie einen Eid geleistet haben, nicht weichhaft zu werden und sich jederzeit dem Gericht auf Verlangen zu stellen.

Es ergibt sich nun, daß in Boldewitz nicht genug Räumlichkeiten vorhanden sind, um die Schwerbelasteten von einander getrennt zu halten, so daß sie sich nicht miteinander verständigen können. Am 26. Juli reißt des-

halb Rittmeister von Platen nach Stralsund, um dort die Genehmigung zu erwirken, die zehn Schwerbelasteten in der städtischen Custodie unterzubringen und den Prozeß in Stralsund weiterzuführen. Die Regierung wie die Stadtbehörden geben dem Antrag statt, und so werden die zehn Leute noch am 27. Juli, nachts 11 Uhr, unter starker Bedeckung in Marsch gesetzt. Der Prozeß geht dann unter den bisherigen Besitzern in Stralsund weiter.

Bei seinem Umfang und bei dem Aufsehen, das die Voldeviszer Vorgänge im ganzen Lande erregt haben, hält es das Patrimonialgericht für geboten, das Urteil nicht selbst zu fällen, sondern durch die juristische Fakultät der Akademie zu Greifswald abfassen zu lassen. Am 6. September werden die Akten, 184 Seiten stark, dorthin übersandt und gleichzeitig eine Abschrift davon Sr. Excellence dem Kgl. Statthalter und der Kgl. Hochpreislichen Regierung eingereicht. Am 17. November haben die Greifswalder Juristen das Urteil fertiggestellt. In den Zweifels- und Entscheidungsgründen zum Urteil werden Bedenken geltend gemacht gegen die Art der Protokollierung, die zu summarisch erfolgt sei, sowie gegen die Tatsache, daß den Angeklagten kein Verteidiger gestellt worden sei; jedoch werden diese Bedenken dann von den Gutachtern selber wieder durch weitere juristische Erwägungen entkräftet.

Die hauptsächlich belasteten Rädelsführer sind nach Art. 127 (Aufruhrparagraph) der peinlichen Halsgerichtsordnung zu verurteilen. Von den Angeklagten werden freigesprochen 2 Personen, 10 erhalten einen Verweis, 5 werden zu der verhältnismäßig kurzen Gefängnisstrafe von 8 Tagen verurteilt bzw. wird ihnen die erlittene Haft als Strafe angerechnet, 16 werden zu Stockschlägen verdammt, d. h. zu nichtöffentlicher Prügelstrafe, im Ausmaß von 10 bis 25 Stockschlägen, 4 zu öffentlicher Auspeitschung (6 bis 10 Paar Ruten); ganz besonders hart werden die beiden Rädelsführer Jürgen Markkwart und Christian Mau getroffen: sie werden zu öffentlicher Auspeitschung (12 bzw. 10 Paar Ruten) und überdies zu ewiger Landesverweisung verurteilt, die mit Genehmigung der Regierung in mehrjährige Zuchthausstrafe umgewandelt werden kann. Die Härte der Strafe ist offensichtlich politisch begründet: Die Furcht vor den Auswirkungen der französischen Revolution führte zu dem Streben, ein Exempel zu statuieren, das auf das ganze Landvolk abschreckend wirken sollte. Bezeichnend ist, daß die drei am härtesten Bestraften, Jürgen Markkwart, Hinrich Mau und sein Sohn Christian Mau zu den vom Gutsherrn kurz vorher erworbenen Bauern gehören.

Die Greifswalder Juristen haben sich mit der Festsetzung des Strafmaßes nicht begnügt, sondern sie haben dem eigentlichen Urteil noch eine Schlußbemerkung angefügt, die sich auf die Neuerungen des Voldeviszer Gutsherrn bezieht und die in ihrem krausen Juristenstil ebenso vorsichtig wie vielsagend ist: „Können wir jedoch über diese Einrichtung und überhaupt über die Gründe, wodurch der vormalige Gebrauch, die gelegten Bauern mit aller lebenden und toten Habe frei ziehen und sie mit ihren Kindern der Leibeigenschaft ohne Entgelt zu entlassen gänzlich in Abgang gekommen, als außerhalb unseres Reforts liegend nicht urtheilen, so haben wir uns nur im allgemeinen darauf einschränken müssen, einen etwanigen Wink über die zu treffenden Einrichtungen dahin zu geben, daß der Klasse von Menschen, welche lediglich von ihrer Hände Arbeit lebt und mühsam ihr Brot zu erwerben suchen muß, auch so viel möglich Gelegenheit zur Lebens Freude, ohne jedoch übermütig dabei zu werden, zu geben, und die Lage derselben so gut, als es die Umstände erlauben, selbst durch eigne Aufopferung zu machen möge gesucht werden. Und da es bekanntlich schon in dem Charakter des untertänigen Bauern und Dienstmannes liegt, gegen alle Veränderungen misstrauisch zu seyn, so ist bei der Veränderung und bei den zu treffenden neuen Einrichtungen um so mehr vorsichtiger zu Werke zu gehen, als in dem vorliegenden Fall dadurch mit zu den unangenehmsten Auftritten einige Veranlassung gegeben zu seyn aus den Akten erscheint.“

Wer in einem Vorgang wie dem hier geschilderten nur das einmalige Geschehen sieht und darin spannende Erlebnisse von Individuen sucht, der wird enttäuscht sein durch den uninteressanten Bericht bäuerlicher Gedrücktheit, Rat- und Hilflosigkeit. Ganz anders aber stellt sich dieses Geschehen demjenigen dar, der bedenkt, daß im 18. Jahrhundert im deutschen Osten Tausende und aber Tausende von Bauernfamilien von ihren Höfen weichen mußten wie die Voldeviszer Gutsbauern. Er vermag hinter der Kleinheit des einmaligen Geschehens die Größe der geschichtlichen Bewegung zu erschauen; ihm erhebt sich der Vorgang aus der Enge des Individuellen in den Bereich des Typischen, das Einzelleben wird ihm Ausdruck der Geschichte des Volkstums, und er vermag den Vorgang als das zu nehmen, was er im Grunde wirklich ist: als Ausschnitt aus dem tragischen Untergang deutschen Bauernertums im deutschen Ostseelande. Ihm wird auch besonders eindringlich bewußt werden, daß die Ostsiedlung des heutigen Staates eine notwendige Forderung geschichtlicher Gerechtigkeit erfüllt.

WETTBEWERB HÄLT UNS WACH

Freier Wettbewerb untereinander,
daher billigster Versicherungsschutz.
Geographisch und sachlich unbegrenztes Arbeitsfeld. Privatinitiative macht uns beweglich. Schnell und kulant im Dienst am Kunden.

DIE DEUTSCHE PRIVATVERSICHERUNG



NOVELLE VON ODO RITTER

Der Sommer des Jahres 1923 hatte seinen Höhepunkt erreicht, als diese Geschichte begann. Ich hielt mich damals im Südosten Europas auf, in einem kleinen, ärmlichen Dorfe, das eigentlich nur aus dem ausgedehnten Dominium und den beigehörigen Arbeiterhütten bestand. Auf einem meiner Streifzüge entdeckte ich hier eine mehr als baufällige Kate: von außen wurde sie durch Äste und Baumstämme gestützt, die Löcher in der Lehmwand waren mit Reisig und Lumpen notdürftig ausgestopft — die drei Fenster, die hatten den zerstörenden Einflüssen der Jahrzehnte nicht standhalten können, sie waren zersplittert und verklebt oder auch durch Pappe ersetzt worden. Und erst das Strohdach: dunkelgrau lag es auf den morschen Wänden, verwittert, verfilzt — an einigen Stellen wuchs spärlich grünliches Moos, an anderen lugte das kümmerliche Balkenwerk hervor.

Konnten hier noch Menschen wohnen? — Menschen wie ich? Unmöglich! Und doch — als ich mich durch eine Hecke hindurchgezwängt hatte und an einem knorrigen Birnbaum vorbei auf schlüpfrigem Lehm zu einem Fenster gelangt war und in das Dunkel der Hütte blickte — entsetzlich — da kauerte auf den rohen Steinen des Bodens ein Weib. Ein Weib, ungepflegt, mit strähnigen schwarzen Haaren, in verschmutzte Lumpen gehüllt, barfuß. Sie mochte vierzig oder fünfzig oder gar sechzig Jahre alt gewesen sein — vielleicht war sie noch älter, das ließ sich ohne weiteres nicht bestimmen. An der Rückseite des Hauses, einem flachen Hügel zu, hing eine vielfach zusammengenagelte Tür wackelnd in den Angeln, ohne Schloß, ohne Drücker. Ich stieß sie auf und stand im stickigen Modergeruch einer — so schien mir — wüsten Gerümpelkammer, stand zwischen dünnen und dicken Stämmen, die senkrecht und schräg vom Boden zum Dachgebälk liefen und es stützten. In einer Ecke verstaubte ein altmodischer Webstuhl, auf den sich das Dach teilweise herabgesenkt hatte — in einer anderen lag auf einem breiten Holzgestell ein Mädchen und schlief. Schlief halb nackt, daß das Weiß ihrer Brust durch das Dunkel der Ecke schimmerte. Ein Röhren kam mich an — bittere Gedanken, die jeglicher Kultur hohnlachten, bestürmten mich und ließen mich nicht los beim Anblick dieser Armut. Bestimmt bin ich kein weichlicher Mensch — aber hier, hier traten mir die Tränen in die Augen — hier, in dem glück- und sonnenverlassenen Stall. Ein kurzer Schrei riß mich aus meinen Gedanken, die Alte hatte ihn ausgestoßen. Ich wandte mich um und sah in einiger Entfernung vor mir das schmutzige Weib, kniend und die Hände in den Staub des Bodens gestützt — wie ein Hund. Die Augen quollen haßerfüllt aus ihren tie-

fen Höhlen, harte Falten durchfurchten ein blödes Gesicht, der zahnlose Unterkiefer zitterte. Ein zweiter Schrei rang sich aus diesem Mund — ein langes Sähen echote vom Holzlager her. Das Mädchen war aufgewacht und stand plötzlich vor mir. Ein schönes Gesicht sah mich an — sicherlich: ein schönes Gesicht, obwohl Schmutz und Staub es bedeckten. Große Augen drohten, während die Hände krampfhaft bemüht waren, die Flicken auf dem Leibe zusammenzuhalten. Ich konnte nichts sagen — ich hatte gleichsam Worte und Stimme verloren. Ein Geldstück ließ ich zu Boden fallen und ging, nein, flüchtete vor Grauen in das Dorf.

Am Abend erzählte mir der Lehrer von den beiden Menschen. Da er reges Interesse an meiner Reise nahm, hatte er eine Flasche selbstgekelterten Stachelbeerweines aufgetischt. Ich will nicht behaupten, daß dieses Getränk mir vorzüglich mundete — es war bitter wie Galle —, aber es löste doch die schwerfällige Zunge des alten Herrn. So erfuhr ich denn von dem traurigen Leben in der moderigen Strohhütte, die oben, außerhalb des Dorfes hinter Hecken und Gestrüpp langsam verfiel.

Dort wohnten, hausten seit vielen Jahrzehnten schon die Minkowitschs. Und seltsam: so weit man zurückdenken konnte, immer waren es Mutter und Tochter, eine Alte und ein blühendes Mädchen, die zwischen dem morschen Gemäuer ein klägliches Leben fristeten. Sie hatten keine Freunde im Dorf oder in den umliegenden Orten, hatten keine Verwandten — ja, viele kannten nicht einmal ihren Namen, sondern wußten nur von Muschka und Marja. Und wenn Muschka gestorben und ohne Sang und Klang und ohne Trauergeleit in einer Ecke des Friedhofs verscharrt war, dann wurde, wie selbstverständlich, die Marja eine Muschka. Nicht oft ließen sich die beiden Sonderlinge auf der Dorfstraße sehen, wo sie fast immer mit spöttelnden Worten überschüttet wurden.

„Fast immer“, betonte der Lehrer. „Denn sehen Sie, manchmal ist es gerade umgekehrt — da grüßt man die Alte in scheuer Verehrung, und ich möchte wetten, daß schon viele aus dieser Gegend ihre oder ihrer Vorfahren schmutzige Hand geküßt haben. Sie sind entsetzt? Sie schauern? Ja, ja — dreckig wie die Schweine leben diese Frauenzimmer, sie mögen sich in ihrem Leben nicht einmal gewaschen haben. Aber —“, der Lehrer suchte nach den passenden Worten —, „aber sie alle besitzen Wunderkraft, besitzen jene Kraft, die Krankheiten mit einem Blick der Augen, mit einem Flüsterwort, mit einer leichten Berührung der Finger zu heilen vermag. Immer ist Muschka hilfsbereit, sie will keinen Dank — sie weiß aber, daß die Kartoffeln, das Mehl, die Eier,

die oftmals unter der Hecke verborgen liegen, ein Stückchen Dank sind. Die Hütte zu betreten, wagt niemand, man ist der Ansicht, daß Geister und Hexen hier ihren gräßlichen Spuk treiben. Und offen gestanden: keine Macht der Welt könnte auch mich zwingen, nur für einen Augenblick meine Schuhe in die elende Kiste zu setzen.“ — — —

Nun schwieg der Lehrer, schwieg lange Zeit, wie wenn er befürchten müsse, mir zu viel zu sagen. Schließlich meinte er: „Ob es denn nicht gelingen kann, wenigstens die Marja aus dem Staub der Hütte zu ziehen, ihr zu einem besseren Leben zu verhelfen?“ Ich wußte keine Antwort, sondern riet nur, sich dieserhalb mit dem Pfarrer in Verbindung zu setzen, der allerdings einen Halbtagsritt entfernt wohnte. „Es muß etwas geschehen“, sagte er mir, als ich mich von ihm verabschiedete.

Noch bei anderen Leuten forschte ich während der folgenden Tage nach den Gründen des Elends in jener Hütte. Vieles wurde mir erzählt: Dinge, die nur einem mystischen Aberglauben entsprungen sein konnten. Muschka war gefürchtet. Nicht nur die jetzt lebende, noch mehr alle die Muschkas, die man fünf Fuß tief in die Friedhofsecke dicht am Dornengestrüpp begraben hatte. Und wenn ein Stück Vieh verendet, wenn die Ernte schlecht ausfiel, wenn ein Feuer Scheunen



und Häuser niederlegte, dann nahm man wohl an, daß der Geist irgendeiner Muschka durch das Land gegangen sei. Muschka war ein unheilvoller Begriff geworden — Muschka war eine Drohung für unartige Kinder, die es aber trotzdem nicht unterlassen konnten, ihren Spott mit der Hexe zu treiben. Man floh Muschka — ja, einige Bauern wagten nicht einmal, ihre Äcker zu bestellen, die in der Nähe der morschen Hütte lagen — aus Angst vor den bösen Geistern, die dort ihr Unwesen trieben.

Nur wenn Krankheiten sich in das Haus geschlichen hatten, dann lief der Bauer hin zur Hütte und rief laut die Muschka bei ihrem Namen. Doch durch die Hecke sich hindurchzuzwängen — so, wie ich es getan hatte — und durch die wacklige Tür zu gehen, das wagte niemand. Muschka erschien dann meist an einer Ecke ihrer Kiste, schaute den Rufer nur an und verschwand wieder. Um bald darauf schon bei dem Kranken zu sein, dessen Leiden sie besprach. Wie die Besprechung einer Krankheit im einzelnen vor sich ging, konnte ich nicht erfahren; denn während dieser Handlung durfte kein Mensch zugegen sein. Nur soviel hörte ich noch, daß sich diese Kunst seit langen, langen Zeiten immer von einer Muschka auf die andere übertragen habe — und daß nach einer Besprechung die Muschka aussehe wie eine leibhaftige Madonna — so schön! — — —

Bald darauf war ich gezwungen, meine Fahrten in dieser Gegend abbrechen. Eine dienstliche Angelegenheit rief mich plötzlich nach Deutschland zurück und nahm mich solange in Anspruch, daß ich erst nach Jahresfrist jene südosteuropäischen Dörfer wieder aufsuchen konnte. In der Zwischenzeit jedoch, im Wachen und

Träumen, war mir oftmals das Bild der Muschka erschienen und das hübsche Antlitz der Marja mit den großen dunklen Augen, umrahmt von verwilderten, schwarzen Haaren. Einmal sah ich mich in einem großen Café Berlins — neben mir saß Marja: gepflegt und gut gekleidet — eine Dame — daß Männeraugen sie gierig verschlangen — nachher hatte ich sie geküßt. Damals mußte ich oft an das Geheimnis der Muschkas denken und an die Bauern, die den Geist der Muschkas fürchteten. Mag sein, daß der schnelle Tod meines Vaters Schuld daran trug — mag sein, daß eine türkische Krankheit, die mich wochenlang niederzwang, mir phantastische Gedanken vorgaukelte. Jedenfalls war ich festen Willens, die strohbedeckte Ruine nicht mehr zu betreten.

Und ich betrat sie doch — gleich nach meiner Ankunft im Hochsommer des nächsten Jahres. Wieder schaute ich durch das geflickte Fenster ins Dunkel der Kiste, wieder ging ich durch die knarrende Tür, wieder stand ich zwischen stützenden Pfosten auf staubigem Boden — aber die Lagerstelle in der Ecke war leer, kein kriechendes Weib grinste mich an. Nur der Wind fauchte durch die vielen Ritzen der Lehmwand, daß mir war, als ob das verwitterte Dachgebälk jeden Augenblick einstürzen könnte. Wieder flüchtete ich voller Grauen in das Dorf — Menschen wollte ich sehen — Menschen wie ich — den Lehrer!

Der Lehrer war tot. Seine Witwe erzählte mir. Mit weinenden Augen erzählte sie es mir.

„Als Sie damals abgerufen wurden“, stöhnte sie — „da ritt mein Mann zum Pfarrer — wegen Marja. Sie sollte irgendeine Stellung bekommen. Es gelang ihm auch, fünfzehn Meilen von hier ein Unterkommen für das Mädchen zu finden. Es ging, so schien es, gern dorthin. Aber Muschka, die Alte, wehrte sich, sie schrie und schrie — und in manchen Nächten lief sie brüllend und heulend durch das Dorf, daß es entsetzlich und unheimlich durch die Stille hallte. Dann war es plötzlich ruhig — Muschka wurde nicht mehr gesehen. Eines Tages hielt mein Mann es nicht länger aus: er ging hinauf zur Hütte, die Alte zu suchen. Er sah eine Tote — Muschka hatte sich zu Tode gehungert. In der Abendstunde schaffte man den dünnen Körper in die Ecke des Friedhofs — — —.“

Die Witwe vor mir zitterte am ganzen Leibe, die Stimme versagte ihr, die Lippen bebten lautlos. Ich wagte nicht, dieses unheimliche Schweigen zu stören — ich konnte es nicht einmal, sondern saß, gleichsam wie Stein, unbeweglich in dem verschossenen Plüschsessel. Endlich löste sich ihre Zunge. Ganz leise und in Tränen stotternd fuhr sie fort:

„Drei Tage später lag der Lehrer auf dem Sterbebett. Er war nicht krank — nichts fehlte ihm. In der Nacht hörte ich ihn laut und ängstlich rufen: ‚Muschka — Geist der Muschka!‘ Am frühen Morgen war er tot.“ — — —

Aufgewühlt im tiefsten Innern verließ ich das Weib. In die Ruhe des Waldes ging ich, wollte die drückenden Gedanken verschleichen, mich losreißen von allen Phantastereien. Es gelang mir nicht. So sehr auch die stämmigen Eichen rauschten, so lieblich immer die Pieder der Vögel erklangen: ich war gefesselt, gefesselt in dunklen Banden, die sich nicht sprengen ließen. Aus einem klaren Bach schöpfte ich mit den Händen Wasser, trank es und kühlte meine Stirn. Vergebens — vergebens! Ich schaute dem Treiben der Ameisen zu, beobachtete das Spiel der Marienkäfer mit ihren schillernden Far-

ben — seltsam: jede Ameise, jedes Käferchen wurde mir zu einer Muschka, zu einem fürchterlichen Geist. Ich stierte ins Blaue des Himmels — unmöglich: äolischen Teufeln gleich sausten zehn, zwanzig, nein hundert Musch-



kas durch die Lüfte. Jetzt rannte ich — rannte, bis mir der Atem verging, und stand dann in einer kleinen Lichtung des Waldes.

Und dort — ich traute meinen Augen nicht — erblickte ich Marja. Sie saß in sich versunken auf dem Stamme einer umgestürzten Eiche, lange Strähnen schwarzen Haares verbargen fast ihr Gesicht.

„Marja“, rief ich. Sie hörte mich nicht. „Marja!“, wiederholte ich lauter. Marja rührte sich nicht. Ich

ging auf sie zu und berührte leise ihre Schulter. Da schrak sie auf — und sah mich mit Augen an, so wild und vernichtend, daß heute noch nach Jahren ein kalter Schauer mir durch den Körper rinnt, wenn ich jenes Augenblicks gedenke. Sie sagte kein Wort. Ihr Gesicht aber kündete mir, daß sie mich als Mörder ihrer Mutter betrachtete. Ich wollte etwas sprechen, irgend etwas. Zu spät! Mit dem Nücheln einer Königin wandte sie sich ab und ging mit schweren, langsamen Schritten davon. Bevor sie in das Dunkel des Waldes einbog, blickte sie noch einmal zurück. Und da wußte ich, daß unter ihrem Herzen eine neue Marja wuchs — eine Marja, die wieder Muschka werden würde, bestimmt, auf den Pfaden ihrer Mütter zu wandeln.

*

So war es. Als ich nach sechs weiteren Jahren, über das Schwarze Meer von Krim kommend, auf einem alten Raddampfer die Donau hinauffuhr, zog es mich wieder zu dem bekannten Dorf mit seiner verfallenden Hütte hin. Die Schien von der Zeit noch mehr mitgenommen zu sein; denn ein Stück des Daches und der Lehmmauer waren eingebrochen, daß mehrere Balken vorwiegend in die Luft stierten. Unter dem knorrigen Birnbaum aber spielte eine Frau, die junge Muschka, mit einem nackten Kinde.

„Muschka!“, hörte ich die kleine Stimme rufen, „Marja!“ antwortete die Mutter. Und durch die Hecke sah ich zum letzten Male ihr Gesicht — mir war: das Gesicht einer leidenden Madonna. — — —

Das passende Lied

In dem ostpommerschen Städtchen Rakebuhr war der noch verhältnismäßig junge Bürgermeister gestorben. Vor der Beerdigung, die immerhin ein Ereignis für das Städtlein ist, kommt auch der Lehrer im Unterricht darauf zu sprechen. — Und so fragt er u. a., was wohl die Kapelle spielen, was der Chor singen wird usw. „Und welches schöne Lied pflegt dann wohl der Kriegerverein zu singen oder leise zu spielen, wenn der Kamerad nun in die Erde hinabgelassen wird?“ — Da meldet sich Klein-Franz und sagt: „Muß i denn zum Städtlein hinaus.“ —

Mudder Kriedmannsch, dei Gastwirtsfru

Bei Mudder Kriedmannsch im Gasthof ging es sonst so zu wie auf jedem Landgasthof. Das Flaschenbier war schön warm, die Flaschen verstaubt, die Decke niedrig und mit einem Fliegenfänger, der über und über mit Fliegen besät war.

Aber etwas Neues hatte die Kriedmannsch doch schon angeschafft: ein Grammophon und neuartige Groggläser. Und wenn sie die stolz in die Gaststube brachte, dann faßte sie sie nicht unten am Fuß an, sondern oben, so daß die schwarzbraunen Finger innen klebten. Wollte man dann ihre Fingerabdrücke abputzen, dann sprang sie selbst hinzu und tat das mit ihrer Schürze. Und die Schürze war, wie bei den meisten Landfrauen noch heute, gleichzeitig ihr Taschentuch. Und dann brachte sie das heiße Wasser im Topf herein und stellte Zucker und Rum hin, und davon konnte man nach Belieben nehmen. Und man sagte, daß es bei Mudder Kriedmannsch sehr sauber sei. Wenigstens meinten es die Dorfbewohner. —

Zu Mudder Kriedmannsch kam auch bei einer großen Hitze ein Reisender und forderte ein recht kühles Glas Bier.

„Wat“, seggt Ullsch Kriedmannsch, „bie dei Hitze un dann ei kull Glas Beier?“ —

„Ja“, meinte der Reisende, „haben Sie denn kein Eis?“ — Da mußte aber Ullsch Kriedmannsch doch laut lachen und sagte: „Sei sin woll noch duhn! Im Sommä und dann Jes?“ —

Adressat gefunden

Im Jahre 1882 lief bei der Bernauer Postanstalt ein Brief ein, der folgende Anschrift trug:

Hörn 8 u.
aar 1 Siebsmann

in Bernauh

Die Beamten strengten ihren Scharfsinn an und fanden nach langem Grübeln den Gesuchten, indem sie lasen:

Herrn Aktuar,
einen gibt's man

in Bernau.

Und so verhielt es sich. Der Absender war ein Bauer aus Schönerlinde.

Frau Inspektor erzählt

Fru Inspektern Rnaack up Germannshof wär taum äste Moal in Bayern wäst. As sei nu werrer to Hus wär, vertellte sei im Kaffeekränzchen, wat sei alles erlebt här. „Ut eine Stuw künn ick't Sünn upjoachen sei und ut annre dat Alpenglühn!“ —

Dunn freug Fru Administratern Klöhn sei: „Häve sei uck morjes oft verschloape?“ —

„Neel!“ seggt Fru Rnaack, „ganz früh teuch dei Hirt dörr'ht Dörp un reip: „Schwien ruter!“ Un da stünn ick immer up!“ —

Die Fischer von Jarsholm

Roman von WALDEMAR AUGUSTINY



P. Suchy

Copyright by Wilh. Gottl. Korn, Breslau

(2. Fortsetzung)

Auf Wunsch werden neuhinzugekommenen Abonnenten die bisher erschienenen Teile kostenlos nachgeliefert.

Was konnten ein Toter und ein landfremder Herumtreiber von ihm und seinem rechtmäßigen Besitz wollen? Ein Toter und ein Verschollener galten wenig. — So sagte er sich, so beruhigte er sich, wenn die innere Stimme quälte: gehört dir Antje? Warum ist sie so scheu? Warum sind die Kinder so scheu? Aber immer beruhigte sich Nielsen: der eine ist tot, der andere weit weg, möglicherweise auch tot. Heute aber, Nielsen mußte tief Atem holen, er fühlte Nerven und Sehnen im ganzen Körper sich spannen, nun aber war Jakob Möller wieder da.

Als er nach einer Zeit seinen Kopf aus der Luke herausstreckte, war die Sonne von schwarzen Wolken verschluckt. Das Wasser der Bucht schimmerte dunkel wie Metall und hatte borkige Narben auf der Oberfläche. Zuweilen jagte eine böse Frostschauer über sie hin wie über eine Haut. Schon flockten fern die ersten weißen Rämme auf. Man sah, es würde Sturm kommen. Gute und böse Stunden folgten einander schnell, es war eben früh im Jahr, da war nichts zu machen.

Antje stand am Herd, eingehüllt in Dampf und Rauch, als die Tür aufging und Nielsen über die Schwelle hinkte. Wind und Regen stießen hinter ihm her, und zu gleicher Zeit heulte es durch den Schornstein.

Das erste, woran Nielsen dachte, als sie sich wie immer mit einem flüchtigen Kopfnicken begrüßten, war Jakob Möller. Nicht daß man Antje angesehen hätte, daß sie sich die Nächte seit der Begegnung auf dem Choleraberg gequält hatte, das nicht. Sie sah wohl blaß aus, aber das tat sie meistens; ihre Augenbrauen standen ein wenig hoch, aber anders kannte man Antje nicht. Sie hatte viel zu laufen und zu bedenken bei ihrer Arbeit im Haus und im Geschäft.

Trotzdem war es Nielsen, als stiege an der Wand hinter den quirlenden Dämpfen des Herdes der Schatten eines Mannes auf. Und mit einemmal glaubte er zu wissen, warum in all den Jahren seine Mühe vergeblich gewesen war, die Fremdheit zwischen ihm und Antje aufzutauen: Jakob Möller hatte wie ein Schatten auf seiner Ehe gelegen. Zum erstenmal vergaß Nielsen, die mitgebrachten Sachen auf den Tisch zu breiten, und wäre ihm der Gedanke gekommen, er hätte gewiß alles, Butter, Schokolade, Zwieback, zum Fenster hinausgeworfen.

Antje nahm die Pfanne vom Herd und deckte auf. Es gab Bratkartoffeln und Butt, was hätte es anderes sein sollen? Heute gab es Butt, morgen Dorsch, je nachdem, was der Fang gebracht hatte. Fleisch kam selten auf den Tisch, obwohl Nielsens zu den wenigen gehörten, die es sich leisten konnten.

Nielsen machte sich schweigend über die Pfanne her, und Antje setzte sich ihm gegenüber. Sie faltete die Hände über den aufgestützten Ellbogen und legte das Kinn auf die Brücke. So saßen sie sich in der Küche gegenüber, und niemand sprach. Die Küche war klein wie eine Schiffskajüte, aber hell und sehr sauber. An den Wänden staken hinter Stangen alte blaubemalte Teller — sie hatten schon die

Küche geschmückt, in der Antjes Mutter wirtschaftete. Der Becker tickte, Nielsen klapperte mit dem Geschirr, an die Fenster klopfte Regen.

„Soll ich deine Stiefel ölen?“ fragte Antje. Viel Worte wurden ja auch sonst nicht gemacht, aber dieses Stummsein legte sich ihr auf die Brust.

„Kann der Knecht machen“, brummte Nielsen. Über seine gefurchte Stirn fielen schwarze Haarsträhnen, der Ausdruck in seinem Gesicht war düster. So konnte man sich den schwarzen Niels vorstellen, wenn man nichts von ihm wußte als diesen Beinamen.

Mein Gott, dachte Antje, er weiß alles. Man wird ihm erzählt haben, daß ich mit Jakob gesprochen habe. Sie war zwar niemandem begegnet, als sie den dunklen Wiesenweg zurückflog, auch die Straßen waren leer gewesen; die Leute saßen in der Küche, es war Abendbrotszeit. Aber die Hauswände waren dünn, und die Steine hatten Ohren in Jarsholm. Wenn ein Mädchen es noch so fein einfädelt, ihren Liebsten einzulassen, am nächsten Morgen wußte es doch das ganze Dorf. Und erst wenn eine verheiratete Frau einem Neuankömmlingen nachließ — daß sie es nicht bedacht hatte! Über die Streiche der Jugend lachte man, man tratschte sie weiter, weil da sonst nicht viel war, was man beklatschen konnte. Aber wenn eine verheiratete Frau — nein, es war nicht anders möglich, die Leute tuschelten bestimmt schon darüber, und irgend jemand würde schon den Mut gehabt haben, ihrem Mann die Neuigkeit zuzustecken.

Antje wagte nicht, die Augen zu heben; sie hatte Angst, auch drückte sie das Gefühl einer Schuld.

„Hast du etwas in Flensburg ausgerichtet“, fragte sie, nur um Nielsen aus seiner Stummheit herauszulocken. Mein Gott, von seinen geschäftlichen Dingen pflegte er doch sonst zu sprechen, und außerdem, wußte sie, hatte er gerade in diesen Tagen ganz neue Pläne vor.

Aber Nielsen schüttelte nur den Kopf. Er dachte eben daran, daß Jakob Möller Geld mitgebracht haben sollte. Und einen Geldgeber suchte er gerade; seine ganze Zukunft hing davon ab, daß ihm einer flüssiges Kapital vorstreckte. Denn er mußte nun den Absatz im großen aufziehen, wenn etwas dabei herauskommen sollte. Er würde ein größeres Rühlhaus auf seinem Rai haben müssen, auch der Schuppen zum Sortieren reichte für die Zukunft nicht mehr aus. Und ein Wagen, ein Gespann, oder besser noch ein Fischauto mußte her. Er hatte A gesagt, indem er sich von der Genossenschaft trennte. Er mußte jetzt B sagen, das bedeutete, er mußte dafür sorgen, daß er seine Fische, und nicht nur seinen eigenen Fang, auch aufgekaufte Ware, an den Mann brachte. Er brauchte Geld, und Jakob Möller hatte eine volle Brieftasche mitgebracht, so wurde gesagt. Am liebsten hätte er allerdings Jakob Möller mitten ins Gesicht geschlagen, am liebsten hätte er ihm gezeigt, was der schwarze Niels, wenn er auch klein und etwas schief war, für Taten hatte. Aber Jakob Möller hatte Geld, und das machte die Sache schwierig. Man konnte nicht einen Menschen erst zusammenschlagen und hinterher anpumpen. Es war eine höchst verwickelte Angelegenheit. Aber erst ihm das Geld abknöpfen und dann... so war die richtige Reihenfolge.

„Doch, in Flensburg bin ich gewesen“, sagte Nielsen. „Es ist zu machen. Die wollen schon von mir kaufen, die

ganzen Händler, weil ich billig sein kann. Du wirst sehen, meine Autos werden noch durch die ganze Halbinsel flitzen.“

Antje wagte, ihren Blick zu heben. Sie war ja stolz, einen Mann zu besitzen, der eigene Wege ging; sie lebte die Pläne ihres Mannes mit und wartete auf den Tag, da die Jarsholmer auf ihr Haus zeigen und sagen würden: Ja, der schwarze Niels und seine Antje, sie haben uns viel Ärger gemacht, aber man muß es ihnen lassen, sie sind weitergekommen als wir alle zusammen. Daran dachte Antje; als sie aber Nielsens dunklem Blick begegnete, schrak sie wieder zusammen und machte sich klein.

Nielsen dachte, es ist Theater, sie liebt mich nicht. Es ist der Haß gegen die Jarsholmer, der uns verbindet. Damals hat sie mich genommen, weil sie allein stand und die Jarsholmer mit Fingern auf sie zeigten. Und jetzt wartet sie nur darauf, daß ich den Jarsholmern den großen Schlag versetze. Niemals wird aus Haß Liebe werden. Es fehlte nicht viel, er wäre aufgesprungen und hätte mit der Pfanne nach ihrem Kopf geworfen. Antje zitterte, als sie sah, wie der Haß in Nielsens Gesicht aufstieg. Sie fragte sich, ob sie eine Schuld auf sich geladen habe, und war sogleich bereit, die Frage zu bejahen. Alle Zeit hatte sie ihre Ehe mit Niels ernst genommen; wie ein Kreuz, das ihr auferlegt war, hatte sie diese Ehe still und demütig getragen, und diese Demut war endlich belohnt worden, indem sie Ruhe fand. Niemand konnte ihr etwas nachsagen, sie war Nielsen in allem zu Willen gewesen, sie besorgte außer der Hauswirtschaft und den Kindern auch noch einen Teil vom Geschäft. Und die Kinder — um Nielsens Kinder hatte sie viel Sorge und Angst ausgestanden. Sie hatte die Vergangenheit von sich geschoben, hatte die Erinnerungen verjagt, wenn sie durch ihr Herz flogen, und Gott sei Lob, sie waren in den letzten Jahren seltener geworden. Nun aber, wer wollte sie deswegen anklagen, war mit Jakobs Rückkehr alles wieder wach geworden, war der Glanz ihrer Jugendzeit wie ein altes, halbvergessenes Feuer wieder aufgefammt. Ja, das war ein Leben gewesen. Sie als schönstes Mädchen von Jarsholm zu wissen, die Blicke der Burschen auf sich zu fühlen, von den besten jungen Leuten umworben zu werden. Es war nicht recht, sie fühlte es damals schon, mit dem einen, der gewandt und überall begehret war, zu spielen und zugleich auf den andern, den Zuverlässigen, Starken, Verschlossenen zu bauen — aber es war unsagbar, dieses Spiel mit den Jungen, unsagbar schön, spannend und lockend. Konnte jemand darüber rechten, daß sie sich jetzt den Erinnerungen, die wie Vogelschwärme auf sie herabbrauften, hingab? Aber ein Unrecht war es doch, daß sie diesen Erinnerungen nachging, daß sie Jakob Möllers Weg suchte und ihn zu sprechen begehrte. Eine Sünde war es gegen die Ehe, die sie mit Nielsen geschlossen hatte. Wenn es so war, oh, sie wollte diese Sünde wieder auf machen, und wenn Nielsen jetzt geschlagen hätte, sie hätte still gehalten, um ihm zu zeigen, wie sehr sie bereute.

Aber nichts dergleichen geschah, Es war nicht zu ergründen, was Nielsen in diesem Augenblick dachte. Auf einmal pläzte er heraus: „Aber Geld brauche ich, Geld. Ohne Geld bleiben wir in alle Ewigkeit arme Teufel. Es ist zum Umbringen, aber um Geld zu verdienen, braucht man, hol' es der Satan, erstmal selber Geld.“

„Wir haben das Haus und das Boot“, warf Antje schüchtern ein. Sie verstand nicht viel von Geldgeschäften, aber daß man ein schuldenfreies Haus und einen seetüchtigen Motorkutter besitzen konnte, glaubte sie zu wissen.

„Das Haus?“ Nielsen lachte breit. „Das Haus, das du in die Ehe gebracht hast, und das Boot, das dein Vater mir baute, willst du darauf anspielen? Ich hätte nach Geld heiraten sollen, ich hätte ein reiches Mädchen nehmen sollen, dann stände mir die Welt offen. Aber du mit deiner Klapperbude und dem Bruchkasten von Boot, das ist nichts, gar nichts, was du mitgebracht hast, weißt du das?“

Der schwarze Niels sah jetzt mit seinen zusammengezogenen Brauen wie der Teufel aus. Seine Nasenflügel zitterten.

Antje schwieg. Sie wußte, Nielsen sprach die Unwahrheit. Er hatte nur ein paar Spargroschen gehabt, damals, als er bei ihrem Vater anfragte; er war ein Gelegenheitsarbeiter gewesen, der bald auf der Werft aushalf, bald mit einem Fischer gegen Lohn hinausfuhr, ein Arbeiter und ein Findelkind dazu, niemand gab etwas auf ihn in Jarsholm. Daß er es überhaupt zu einem Fischer und zu einem Boot, zu Gerät und Haus gebracht hatte, das alles verdankte er ihr oder ihrem Vater, Hinrich Kaspar Eilers, dem Bootsbauer aus Jarsholm. Aber sie schwieg und empfand es wie eine Genugtuung, daß Nielsen sich mit solchen Worten an ihr verging. Sie hatte das Gefühl, ein Teil ihrer Schuld war so gelöscht worden.

„Kannst du kein Geld leihen?“ fragte sie.

„Leihen? Weißt du einen, der dem schwarzen Niels Geld leiht? In Jarsholm gibt mir keine Seele was. Die Kaufleute in der Stadt, jawohl, die Ganner, die von mir kaufen. Aber die nehmen Wucherzinsen, und ich kann mich für die Lumpenhunde abschuffen, bis ich alt und schwach bin.“

Antje nickte, um zu zeigen, daß sie die Schwierigkeiten begriff, in denen Nielsen steckte. „Nein“, sagte sie, „zu den Kaufleuten darfst du nicht gehen.“

„Wer wird mir Geld leihen? Kannst du mir das sagen? Ich sollte mich umbringen“, schrie er und dachte es wirklich. Was kam für ihn dabei heraus bei dem täglichen Sorgen und Rechnen und Abschuffen? Nicht mal die Kinder waren zu ihm, wie Kinder zu ihrem Vater sein mußten. Da sah man sie durchs Küchenfenster. Den ganzen Gartenweg entlang, der zu Nielsens Rai führte, hing auf Pfählen eine Wand aus braunen Netzen. Der Knecht und die Kinder waren dabei, die Netze von Tang und Muscheln und kleinen toten Fischleibern sauber zu bürsten; alle drei hatten Klebezeug am Leib und einen Südwester auf dem Kopf. Sie hielten den Körper gegen den Regen gebeugt, der in langen Strahlen fiel. Beide Kinder sahen gut aus. Claudine war wohl zart und blaß, aber die Hüfte war doch gesund geworden, sie hatte nicht wie ihr Vater ein schiefes Bein nachbehalten. Und Rai, Rai war ein fixer Junge mit flachblondem Haar — von Antje, Nielsen und Claudine waren dunkel. Beide Kinder waren eifrig bei der Arbeit und merkten nicht, daß der Vater sie beobachtete. Sie waren überhaupt gut geraten, sie hatten Antjes und seinen Fleiß geerbt, sie konnten Netze reinigen und flicken, Stiefel ölen und Fische verpacken nicht schlechter als der Knecht. Es waren auch schöne Kinder, lebhaft dazu, nur wenn der Vater sie rief...

Nielsen klappte das Fenster auf und rief ihre Namen. Da kamen sie heran. Nielsen ging in die Küche zurück und suchte die Schokoladentafeln her. Er gab sie den Kindern, die sagten „Danke“ und grinnten noch etwas verlegen, dann waren sie davon. Hol' sie der Henker, fluchte Nielsen in seinem Herzen; nicht ein einziges Mal, daß sie von selbst zu ihm kamen. Nicht auszudenken, daß sie einmal ihren Arm um seinen Hals legten oder ihm ein gutes Wort ins Ohr sagten.

Er wandte sich vom Fenster und sah Antje zu, die Wasser in eine Bütte goß, um das Geschirr zu reinigen. Er betrachtete sie aufmerksam und empfand plötzlich die Gier des Mannes, der tagelang unterwegs gewesen ist. Ihr Haar, seidendünn, aber lang und dicht, lag in Kronen über ihrem Kopf — genau noch wie damals, als er um sie anfragte. Auch ihre Gestalt, die sehr zart war, hatte sich kaum verändert. Die meisten Frauen in Jarsholm, die nichts taten, als in den engen Wohnungen ihre Hauswirtschaft besorgen, wurden vor der Zeit fett und unbeholfen. Antje dagegen, die fleißige, ewig sorgende Antje, war dieselbe geblieben.

Während sie über die Bütte gebeugt stand, fühlte Antje den Blick ihres Mannes. Und dieses Mal erschreckte sie nicht, nein, sie freute sich, daß Nielsen nach ihr verlangte. Es schien ihr ein Beweis, daß Nielsen nichts von ihrer Begegnung mit Jakob Möller wußte.

Aber Nielsen stand finster, mit verschränkten Armen gegen den Küchenschrank gelehnt. Er tat keinen Schritt näher und griff nicht zu. Er empfand nur die Lust, Antje zu quälen.

„Ich brauche Geld“, fuhr er mit ganz ruhiger Stimme fort. „Ich müßte einen, der könnte es mir vielleicht leihen. Du kennst ihn außerdem auch, ihr wart befreundet, meine ich. Jakob Möller ist wieder da. Er soll Geld mitgebracht haben.“

Antje fuhr wie gestochen herum. Ihr Gesicht war weiß wie das Leinentuch, das sie in der Hand hielt.

„Niemals“, flüsterte sie, „niemals wirst du Jakob Möller bitten.“

Also doch hat meine Ahnung recht, dachte Nielsen, gut. Bis heute hat sie mich betrogen, indem sie immer nur an Jakob Möller dachte. Soll sie jetzt fühlen, daß der schwarze Niels keine Pappfigur ist.

„Wieso denn?“ fragte er. „Ihr habt doch nichts miteinander gehabt?“ Er holte seine Pfeife heraus und begann sie sorgfältig zu stopfen, ließ aber kein Auge von seiner Frau.

Antje war ratlos, was dieser Angriff zu bedeuten hatte, nie war zwischen ihnen von Jakob Möller die Rede gewesen. Sollte Nielsen doch etwas zugesteckt sein? Antje sagte noch einmal: „Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du mit Jakob Möller Geschäfte machst.“

Nielsen nahm die Pfeife aus seinem Mund und tat einen langen Pfiff.

„Sag' mal, ich dachte immer, ihr hättet nie etwas miteinander gehabt. Ich hab' mir immer eingebildet...“

„Du hast dir nichts eingebildet, was nicht stimmt.“

Die kleine ängstliche Antje fühlte sich mit einmal ganz sicher. Möchte sie einen Fehler begangen haben, nun wohl, Nielsen durfte sie deswegen schelten, durfte ihretwegen toben, ihr etwas an den Kopf schmeißen, alles. Aber daß er so plump zugriff, hatte sie nicht verdient.

„Ich habe nichts mit Jakob Möller gehabt“, sagte sie bestimmt, wenn auch ohne Kraft in der Stimme. Sie wußte selbst, das war nicht die Antwort, die Nielsen verdiente, aber sie besaß nicht die Überlegenheit, den Schlag anders zu parieren.

„Ja, aber warum denn, das verstehe ich nicht, warum soll ich denn mit Jakob Möller nicht etwas zusammen unternehmen?“

Antje drehte ihre Finger; sie wußte nichts mehr zu sagen, sie dachte immer nur eins: es darf nicht sein, es kann nicht sein. Wie darf Jakob Möller in mein Haus kommen.

„Du mußt nicht denken, daß ich Witze mache, Antje. Aber du weißt doch, ich brauche Geld.“

„Dann geh' zu jemand anders.“

„Weißt du einen? Na also. Ich würde ja Rücksicht nehmen“ — hierbei lächelte Nielsen und fand das Lächeln selber schmierig — „ich würde ja Rücksicht nehmen, wenn ich müßte, daß du und Jakob... aber so seh' ich nicht ein. Nein, Schluß, verdammt nochmal. Schluß. Ich wünsche nicht, daß du in meine Pläne hineinfährst. Ich will...“

Da war Antje am Ende. Sie warf sich über den Tisch und weinte in ihre Arme hinein. Ihre Schultern bebten, ihr ganzer Leib schüttelte sich in Krämpfen.

Als Nielsen sah, daß aus Antje nichts herauszubekommen war, ging er ins Wohnzimmer, das zugleich als Kontor diente. Eben setzte er sich an seinen Schreibtisch, auf dem Antje die Post von drei Tagen zu einem Haufen geschichtet hatte. Da wurde das Zimmer blitzartig hell, die sinkende Sonne hatte eben den Wolkenrand erreicht und schüttete ihr Licht ins Zimmer. Nielsen schloß sekundenlang die Augen und sah wie eine Statue. Die Rippen um seinen Mund gruben sich wie mit einem Meißel gehauen um seinen Mund. Er dachte: trotzdem, und wenn ich ganz allein in der Welt dastehe, ich werde meinen Weg gehen. Ich werde mir das Geld holen, wo ich es kriege, und wenn es von meinem Feind, und wenn es von Jakob Möller ist.

Als Antje ihren Kopf hob, sah auch sie das Licht und den Widerschein der Wellen an den Wänden. Wie ringelnde Schlangen tanzten und zuckten die Lichtkreise vor ihren Augen; sie schüttelte sich vor Grauen.

*

Jakob hat ein Boot und ist Mitglied der Genossenschaft geworden. Es sieht aus, als ob alles gut ausgehen wird.

*

Nielsen war der einzige, der in dieser Nacht in See ging.

Will der wirklich zum Fischen, dachten die Leute auf der Brücke. Nielsen hatte das längste Boot und den stärksten Motor, das hatte er. Es war schon vorgekommen, daß die Jarsholmer wegen Sturm umkehrten und daß Nielsen allein draußen blieb. Und er hatte dann sogar noch gefangen, wenigstens sagten das die Kommissionäre nachher.

Aber das seetüchtige Boot machte es nicht allein. Es war oft vorgekommen, daß sie in Rudeln zu acht oder zehn Rattern die Südküste von Vangeland auf- und abfuhren, vom Morgengrauen bis zum Abend, und daß keiner mehr brachte als zwei, drei Mahheiten. Nur Nielsen hatte seine Ladung, einige Zentner wenigstens. Am Boot lag es nicht. Nielsen war mit unbeimlichen Kräften begabt. Wenn es einen Teufel gab, so hatte Nielsen mit ihm einen Bund geschlossen.

Keiner der Fischer sagte etwas, als sich Niensens dunkles Segel vorbeischoob, aber sie dachten alle das gleiche: es war keine gute Erscheinung, es war ein böses Vorzeichen für alle, daß Nielsen vorüberfuhr.

Jetzt wurde die Helligkeit wie ein glänzender Mantel von der Bucht fortgezogen. Niensens Boot war weggeschluckt, und wieder war nichts als pechschwarze Nacht und silberner Glanz, der über den Brückenkopf flog, und Heulen und Singen.

Nielsen lenkte sein Boot zur Brücke. Eben wollten die Fischer ihre dunklen Gedanken mit „Dummzeug“ verjagen, da tauchte das dunkle Segel in den Lichtkegel der Bogenslampe. Zwei, drei Fischer schrien auf.

Nielsen fuhr langsam, mit schlingerndem Boot, an der Brücke vorbei. Er wußte, daß man ihn nicht mit Ver-

Gas kühlt für Dich!

Im Hinblick auf die bevorstehende heiße Jahreszeit überlegt die sorgende Hausfrau, was zu tun ist, um die Speisen vor dem Verderben und die Familie vor Krankheit zu schützen. Es ist ihr bekannt, daß gerade im Sommer die Säuglingssterblichkeit besonders groß ist, weil das Kind gar zu leicht mit der Nahrung zersetzende Bakterien trinkt. Wer hilft ihr in ihren Sorgen und Nöten sicher und ohne große Kosten

Der Gas-Kühlschrank

Er kühlt gleichmäßig und trocken, er erzeugt kein Schwitzwasser, das fäulnisierend wirkt, er arbeitet lautlos und absolut sicher, er bedarf keinerlei Bedienung, ein einziges kleines Gasflämmchen besorgt den ganzen Kühlprozeß. ● Hausfrauen, bedienen Sie sich dieses nie versagenden Helfers. **Der Kaufpreis ist bedeutend herabgesetzt worden.** Wir führen Ihnen den **Gas-Kühlschrank** kostenlos im Betriebe vor.

Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

Stettin, Kleine Domstr. 20, Tel. 31909; Gr. Wollweberstr. 60/61, Tel. 30788; Jasenitzer Str. 3, Tel. 20797; Altdamm, Gollnowstr. 195, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstraße 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Straße 44, Tel. Stolzenhagen 49.

gnügen betrachtete. Darum freute er sich, daß kurz, bevor er die Brücke erreichte, der Himmel zerriß und der Mond die Umrisse seines Bootes zeigte. Darum nahm er auch, als die Dunkelheit wieder hereinstürzte, Kurs auf die Brücke und fuhr langsam durch den Schein der Brückenlampen. Sie sollten an ihn denken, er würde sich ihnen bemerkbar machen, Tag und Nacht, sie sollten ihn kennen lernen, den schwarzen Niels.

Nielsen fuhr nicht zum Fischen. Man hätte es ihm zugetraut, obwohl es gegen alle menschliche Vernunft war. Nielsen wollte nach Flensburg, um mit den Kaufleuten über eine Anleihe zu verhandeln.

Im Steuerhaus verwahrte er seine Mappe. Darin stand aufgeschrieben, was er wollte. Darin war außerdem genau errechnet, was er an Geld brauchte, um seine Pläne durchzuführen, und es stand schwarz auf weiß, was zu verdienen war, die Zinsen, Abtragung der Schuld und Unkosten abgerechnet. Nielsen hatte die Aufstellung so vorsichtig wie möglich gemacht; er hatte den Durchschnittsertrag eines Bootes zugrunde gelegt und hatte diesen mit vier multipliziert, denn drei Boote außer seinem würde er von morgen ab haben. Vielleicht würde noch ein fünftes hinzukommen, denn er hatte gehört, daß noch an diesem Tage sich jemand bei der Genossenschaft abgemeldet hatte.

Vier Boote brachten eine hübsche Einnahme. Wenn er davon abzog, was er an Geld zu verzinsen hatte, denn er brauchte ziemlich viel Geld, um seine Leute auszuzahlen, wenn er abzog, was er für ein größeres Kühlhaus und vielleicht schon für einen Wagen brauchte, dann blieb immer noch eine hübsche Summe.

Nielsen fuhr in dieser Sturmnacht seinem Glück entgegen. Denn das war nunmehr sein einziges Glück: voranzukommen und es den Jarsholmern zu zeigen. Alles andere, die Kinder und Antje, ja wohl auch Antje, sollten ihn nicht mehr beschweren. Mit Antje war es überhaupt aus, gut, er würde damit fertig werden, er war schon mit anderen Sachen fertig geworden. Hatte er nicht einmal davon geträumt, daß er ein Jarsholmer Fischer wie die anderen werden könnte? In die Genossenschaft hatten sie ihn aufgenommen, nachdem Antjes Vater, der Bootsbauer Johann Eilers, ihm das Boot geschenkt hatte — ja wohl, das hatten sie getan. Aber gleichberechtigter Fischer war er nicht geworden. Man war freundlich zu ihm, sagte Guten Tag und so, aber sie mieden ihn nach wie vor, als habe er die Pest in den Knochen, alle mieden sie ihn. Da hatte er sich losgesagt. Da hatte er beschlossen, es darauf ankommen zu lassen, wer der Stärkere sei, die Genossenschaft oder er, der schwarze Niels. So war Nielsen Außenseiter geworden, nicht eigentlich aus freiem Willen, in seiner Jugend hatte er andere Träume gehabt. Aber es hatte sich so ergeben, und er war ganz glücklich dabei geworden, sehr glücklich war er geworden. Und der Tag, an dem er über Jarsholm triumphierte, er schmeckte diesen Triumph schon auf der Zunge, dieser Tag würde ihn für alles entschädigen.

So fuhr Nielsen durch das brausende Dunkel dahin, und als sein Boot durch den Lichtschein der Lampen torkelte, hob er die geballte Faust gegen die Brücke.

Sie sahen die Faust nicht, die Fischer, die in der Tür des Kühlhauses standen, aber daß Nielsens Fahrt eine Drohung für sie war, fühlten alle. Und Jakob — eben hatte er den Entschluß gefaßt, alles aufzuschreiben, was er über die Lage der Fischer zu wissen bekam und mit der Schrift nach Berlin oder Gott weiß wohin zu fahren — Jakob mußte in diesem Augenblick: Nielsen war nicht nur sein persönlicher Feind. Wenn er daranging, für Jarsholm und seine Fischer zu arbeiten, dann würde er im schwarzen Niels einen leidenschaftlichen und zähen Gegner haben.

Die Fischer, alte und junge, standen immer noch in einem einzigen Haufen zusammen, und obwohl die Erscheinung lange verschwunden war, schwiegen alle. Da war es eine Erlösung, daß Rasmoin auf der Brücke erschien. Rasmoin, im blauen Anzug mit Schlips und Kragen — er hielt auf seinen Anzug und betonte damit, daß er nicht Fischer, sondern Kapitän gewesen war — Rasmoin mit seiner kleinen, aber immer noch behenden Figur schwenkte ins Kühlhaus.

Alle riefen seinen Namen. Jetzt gab es wenigstens zu lachen. Rasmoin brauchte man nicht zu alarmieren, er hatte immer eine Döntje oder einen Witz auf Lager und wartete gar nicht auf einen Anstoß. Rasmoin — war auch alt und verschimmelt, was er zu sagen hatte — war der richtige Mann in diesem Augenblick.

„Na, Rasmoin, erzähl' mal! Was hast du aus deinem bewegten Seemannsleben zu erzählen?“

Rasmoin verzog den Mund, daß sein eisgrauer Schnurrbart bis zu den Ohren reichte und er wirklich wie ein Seeungeheuer ausah. Er kam ja öfter um diese Stunde, zu der die Fischer ausfuhren, auf die Brücke, aber so günstig, daß sie alle herumstanden und aufs Wetter warteten, hatte er's lange nicht getroffen.

„Ja, was soll ich erzählen? Hab' ja nichts Neues mehr. Die Geschichte vom Dampfer ‚Eva‘, die fiel mir gerade ein, weil ja heute auch so'n Sturm ist, aber die kennt ihr doch schon alle, was?“

„Nein, kennen wir nicht“, brüllte der Chor, und es war Tatsache, vom Dampfer ‚Eva‘ hatte Rasmoin nie erzählt. Ein Wunder geschah, Rasmoin legte eine neue Döntje auf. „Ja, denn, den Dampfer ‚Eva‘, ich wollte sagen, der Dampfer ‚Eva‘ war ja ein schöner Dampfer, so an viertausend Tonnen groß. Ein hübsches Schiff, jawohl. Den Kapitän Brüllau vom Dampfer ‚Eva‘ habt ihr wohl noch gekannt?“

Nein, vom Kapitän Brüllau hatte keiner gehört.

„Ja, das war ein ordentlicher Mann. Seine Mutter stammte aus der Gegend von...“

„Aber Rasmoin, wir wollen doch nichts von der Mutter von Kapitän Brüllau hören. Erzähl' vom Dampfer ‚Eva‘.“

„Ja, so, aber eigentlich gehört das alles mit zu. Der Dampfer ‚Eva‘, ja, der fuhr damals für die Reederei Köschmann, aber die ist inzwischen ja pleite, nun soll Bollmann ihn gekauft haben. Habt ihr den alten Konjul Köschmann noch gekannt? Nein? Also der Konjul Köschmann war ein Kerl, und seine Frau erst — ich sage, was eine pikfeine Dame ist, das konnte man nirgends so sehen wie bei der alten Frau Konjul Köschmann.“

„Dampfer ‚Eva‘. Rasmoin! Also, das war 'ne Nacht wie heute...“

„Jawohl, so grusig und huldig, igit, was für ein Sturm. Genau wie heute. Rimmers, Rimmers, wenn das bloß gut geht mit der Brücke. Ich meine, wenn die Brücke das man aushält, so'n Wetter. Ihr habt sie lange nicht reparieren lassen.“

„Die Brücke steht gut, und zum Reparieren haben wir kein Geld. Also der Dampfer ‚Eva‘ fuhr in so'ner Nacht wie heute...“

„Ja, das stimmt.“

Endlich war Rasmoin so weit. Er brauchte, wenn er zu erzählen anfang, einen Lotsen. Denn immer, wenn sich ein Seitenweg auftat, war er bereit, den Kurs zu wechseln. Nun aber hatten ihn die Fischer in die Fahrtrichtung gedrängt, nun erzählte er die Geschichte vom Dampfer „Eva“, die er Gottweißwo aufgeschnappt hatte:

Ein kleiner deutscher Dampfer, 4500 Tonnen groß, befindet sich mit rutschender Decksladung, Stubenhholz, auf dem Wege von Helsingfors nach Hull. Auf der Höhe von Warnemünde, der Kapitän hat eben den Befehl zum Kurswechsel gegeben, Klostock soll als Nothafen angelaufen werden, da werden Blaufeuer und Raketen gesichtet. Wind weht in Stärke neun bis zehn, die „Eva“ ist kaum manövrierfähig, dennoch, der Kapitän läßt drehen. In schwarzer Nacht wird ein brennender Dampfer gesichtet. Die „Eva“ schwingt ein Boot aus und holt die Besatzung über. Das Manöver glückt, nur ein Mann ist zu beklagen, Heini, Schiffsjunge auf der „Eva“, er wollte partu mit raus, ist über Bord gespült. Die Flagge halbmast, läuft die „Eva“ am Morgen Klostock an. Da kommen die Zöllner. Die „Eva“ ist in Ordnung, die Zöllner kennen ihre Leute, aber die Schiffbrüchigen, der Oberzöllner zieht die Augenbrauen hoch die aus Seenot Geretteten sind Schmuggler.

(Fortsetzung folgt.)

KULTURLEBEN IN POMMERN

Hier ist der Reichssender „Stettin“

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Überschrift klingt natürlich marktschreierisch — Pommern besitzt keinen Reichssender mit eigenem Programm. „Reichssender Stettin“ bedeutet süße Zukunftsmusik, ist ein Klang, der noch nie durch den Äther schwingen konnte! Pommern hat in Stettin lediglich einen Nebensender, der längst nicht den Aufgaben gerecht werden kann, die dem Rundfunk als kulturellem Faktor im Sein unserer Provinz gesetzt werden müssen.

Diese Aufgaben im einzelnen aufzuführen, erübrigt sich wohl. Aber eines mag besonders hervorgerufen werden: nämlich die Bedeutung des Rundfunks für die Bedingungen und Erfordernisse einer in ihrem Charakter arteigenen Landschaft. Es ist im ganzen Reich heute so, daß fast allen Landschaften ein eigener Sender zur Verfügung steht, der stark genug ist, den Wünschen seiner Hörer weitest entgegenzukommen. So haben auch die beiden übrigen Ostprovinzen Schlesien und Ostpreußen ihre selbständigen Sender — nur Pommern, dieses Aschenbrödel unter den Provinzen, muß sich begnügen mit dem, was ihm aus Hamburg oder Berlin jeweils vorgefetzt wird.

Wir wollen dankbar anerkennen, daß die durchgreifende äußere und innere Umgestaltung des deutschen Rundfunks nach der Übernahme in nationalsozialistische Führung eine bessere Berücksichtigung Pommerns zur Folge hatte, als etwa zu der Zeit, da es zum Sendebereich Berlin zählte. Denn durch die Angliederung an Hamburg in programmorganisatorischer Hinsicht wurden durch die Berücksichtigung des gesamt-niederdeutschen Wesens natürlichere Bindungen geschaffen. Wie weit aber Pommern sonst infolge seiner Lage, seiner Menschen und seiner besonderen Aufgaben durch den Hamburger Sender hinreichend vertreten wird, ist eine andere Frage.

Gewiß ist die weise Anordnung getroffen worden, daß der Stettiner Nebensender monatlich 15 (fünfzehn!) mal im Programm des Hamburger Reichssenders vertreten sein soll — also im Durchschnitt jeden zweiten Tag mit einer Sendung! Aber abgesehen davon, daß diese Zahl längst nicht ausreichend ist, sie wird nicht einmal innegehalten. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir zehn- bis zwölftmal im Monat berücksichtigt werden.

Nun haben wir uns der Mühe unterzogen, einen längeren Blick in das Programm des Reichssenders Hamburg zu werfen und insbesondere festzustellen, inwieweit im Verlauf des letzten Jahres die Belange Pommerns als Grenzprovinz in ihm Aufnahme gefunden haben. Dabei ergab sich die erschütternde Tatsache, daß mit ganz geringen Ausnahmen (und die waren noch allgemeiner Art!) die Stettiner Sendungen sich nur aus musikalischen Darbietungen am Morgen, Mittag und Abend zusammensetzten. Es liegt auf der Hand, daß jeder, dem es um kultur- und grenzpolitische Dinge unserer Provinz zu tun ist, gegen diese Hintanstellung Einspruch erheben muß. Oder sollte Pommern tatsächlich so arm an Geist, so arm an Kultur, so arm an Geschehen, so arm an Interesse seitens anderer sein, daß es aus sich heraus, aus seiner Landschaft heraus ein umfassenderes Programm nicht aufzubringen vermöchte?! Das wird man wohl im Ernst nicht annehmen.

Die schöpferischen Kräfte in der Provinz liegen brach. Sie wollen geweckt und eingespannt werden, um teilzuhaben an der Erfüllung der Aufgaben ihrer Heimat. Es genügt nicht, daß dann und wann kleine Ansätze zu einer vielleicht erfolgversprechenden Arbeit gezeigt werden, die man nachher (wenn sie überhaupt zur Durchführung gelangten!) wieder fallen läßt — es genügt uns längst nicht, ewig Anhängsel eines Senders zu sein, dessen Aufgaben und Ziele sich eigentlich nur zu einem geringen Teile mit den Wünschen und Forderungen der pommerschen Landschaft decken — es genügt uns auf die Dauer nicht, bei der Weitläufigkeit der

Provinz ohne starken Sender zu sein, der in jeder Hinsicht wefenseigene Arbeit zu leisten imstande ist!

Wir kennen sicherlich die Schwierigkeiten, die einer ausreichenden Würdigung pommerscher Belange in der Programmgestaltung des Hamburger Senders bisweilen entgegenstehen. Aber gerade weil wir sie kennen, wissen wir auch, daß ein Mehr getan werden kann. Wenn schon ein „Reichssender Stettin“ vorläufig nicht zu verwirklichen ist, obschon jeder von seiner lebenswichtigen Stellung im nordostdeutschen Raum überzeugt sein müßte — so bleibt es aber feste Forderung, die wir immer wieder den maßgebenden Stellen gegenüber zu äußern gezwungen sind:

1. Eingliederung in das Programm des Reichssenders Hamburg, wie es der Bedeutung der Grenzprovinz Pommern entspricht.
2. Hinzuziehung bester Sachkenner Pommerns bei der Programmgestaltung des Reichssenders Hamburg.
3. Berücksichtigung der schöpferischen Kräfte der pommerschen Landschaft, aus deren Eigenheit die vielfartigsten Aufgaben erwachsen.

Nur dadurch wird es möglich sein, all den Stimmen wenigstens vorläufig gerecht zu werden, die heute gegen die offensichtliche Zurücksetzung Pommerns in der Arbeit des Rundfunks protestieren.

Odo Ritter.

Pg Rosenberg sprach vor 7000 pommerschen Erziehern

Vom 26. bis 30. Juni 1935 sah Heringsdorf ein Zeltlager von 7000 pommerschen Erziehern und Erzieherinnen. Das in dieser Form bisher ausgedehnteste Erzieherlager sollte der weltanschaulichen Ausrichtung der Erzieher des Gaues Pommern dienen. Hier sollte, nach den Worten des Gauamtsleiters Pg Godenschweger, der Erzieher „sich einschalten und dem einen Gesetz der freiwilligen Unterordnung ohne Rücksicht auf Titel und Stand dienen.“ Der Verlauf des Lagers kann nach der abschließenden Feststellung des Führers des pommerschen Schulwesens, Pg Schwede-Coburg, in äußerer und innerer Hinsicht als ein voller Erfolg angesehen werden. Er sowohl wie Gauamtsleiter Godenschweger gaben mit aller Deutlichkeit der Meinung Ausdruck, daß der pommersche Erzieher bedingungslos in dem neuen Kurs zu marschieren habe und daß dem ersten Gaulager pommerscher Erzieher in den kommenden Jahren weitere und zeitlich ausgedehntere folgen würden.

Die Krönung einer Reihe hochbedeutender Vorträge im Rahmen der weltanschaulichen Ausrichtung bildete die Rede Pg Rosenbergs. Er führte aus, daß die nationalsozialistische Erziehungsarbeit am deutschen Volke ein Appell an den Mut und den Stolz des deutschen Menschen sei. Ganz anders als beispielsweise der sich beim jüdischen Volke zeigende Appell an die Furcht. Auch weitere Zeiträume des deutschen Mittelalters hätten an die Furcht appelliert. Wir erkennen das heute, weil wir mit dem Auge einer neuen Zeit sehen. Die künftige Geschichtsbetrachtung wird neue Wege gehen. Sie zeigt uns den Menschen der deutschen Frühzeit in richtigem Lichte, zeigt uns die ungeheure Geschichtsfälschung, die die Germanen zu Barbaren stempeln wollte. Ein deutsches Institut für Früh- und Vorgeschichte soll nach dem Willen des Reichsministers Pg Rust künftig dazu dienen, daß der Deutsche über die griechische Vorgeschichte nicht besser unterrichtet ist, als über die seiner Ahnen. Die neue deutsche Geschichtsbetrachtung zeigt uns die Bedeutung des germanischen Rechts, das den Bauern in den Mittelpunkt des völkischen Lebens stellte. Sie zeigt uns auch die verhängnisvolle Bedeutung der mittelalterlichen Anschauung des Zentrums, die die Konfession vor den Staat gestellt habe, während es deutsche Anschauung sei, den Staat vor die Konfession zu stellen. Die germanische Auffassung von gesundem Blut, von Ehre und Freiheit müsse geistiges Eigentum des Erziehers und der Jugend werden.

BUCHBESPRECHUNGEN

Von Hus un Heimat

Unter diesem Titel erschien kürzlich als erster Band in der Schriftenreihe „Pommersches Volkstum“ im Universitätsverlag von E. Vamberg, Greifswald, eine plattdeutsche Gedichtsammlung von Walter Schröder. Von Hus und Heimat, von Familienglück, Heimatverbundenheit und echter Grömmigkeit künden die schlichten, aber tiefempfundenen Gedichte des bekannten pommerschen Dichters. Es sind wahre Volkslieder, die Herz und Gemüt bewegen, daher auch schon vielfach von bekannten Meistern vertont wurden. Der bereits in vierter vermehrter Auflage vorliegende Gedichtband, mit einem Bildnis des Verfassers ausgestattet, enthält auch eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Dichters und Vorkämpfers der niederdeutschen Bewegung.

zö.

Junge deutsche Prosa!

Es ist ein begrüßenswerter Gedanke des Verlages Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., in laufender Reihe, die den Vorzug guter Ausstattung und der Billigkeit hat, junge deutsche Prosa weitesten Kreisen bekanntzumachen. Im folgenden seien einige der bisher erschienenen Bände gewürdigt:

Werner Beumelburg: **Erlebnis am Meer.** Eine einfache, in ihrer inneren Gestaltung meisterhafte Erzählung. Sie führt uns in die Gedankenwelt einer sonnigen Jugend mit ihren Freuden und Interessen, läßt uns die Knaben am Meer liebgewinnen — und geleitet fast unmerklich in eine warm empfundene Liebesgeschichte über, die, zunächst noch Rahmen, dann das Geschehen diktiert. Und hier entwickelt sich ein entferntes Ahnen der Knaben und schließlich die Erkenntnis, daß es im Leben der Erwachsenen etwas geben müsse, daß ihnen in seiner tiefen Bedeutung noch nicht verständlich ist: die Liebe. Werner Beumelburg zeichnete die Gestalten psychologisch klar, so lebenswahr, daß man nach dem tragischen Ende noch gern bei ihnen weilt. (Preis 2,10 RM.)

Hans Georg Meier: **Glück und Erfüllung.** Ist die warme Sprache des Dichters oder ist es das innere und äußere Geschehen dieser ohne Sentimentalität geschriebenen Erzählung, die den Leser in Bann zieht? Da lernt ein junger Mann, ein Tischler, in einer norddeutschen Heidestadt das Mädchen Minka kennen, er heiratet sie, zieht mit ihr, dem Kampf ums Brot folgend, in die Großstadt, wird hier arbeitslos, bis er nach langer Trennung in Minkas Heimat seinen Platz findet — und die Erfüllung des schönsten Glücks, das durch den Tod Minkas stark und herrlich geläutert wird. Es ist eine Liebesgeschichte, deren größter Wert in der ungekünstelten Schlichtheit liegt und in der Reinheit der Empfindung. (Preis 2,40 RM.)

Theodor Heinz Köhler: **Sonne über Ahren.** Ein Junge erzählt sein Leben: wie er im Gewühl der Großstadt aufgewachsen ist, wie er plötzlich dieses Häusermeer haßt aus Gründen, die ihm kaum bewußt sind, und wie er dann auf einem Gute im kleinen Gebirgsdorf Ruhe vor sich selbst und Lebensinhalt findet. Hier überwindet er mit festem Willen alle Widernisse, bis er sich in die Gemeinschaft des Dorfes eingelebt hat und in ihr seine neue Heimat gefunden zu haben glaubt. Erst als er nach einiger Zeit die Eltern besucht und ihm Glanz und Elend der Großstadt, ihr Licht und ihr Schatten zutiefst ins Bewußtsein dringt, da erkennt er, daß das Land ihm Kraft geben muß, um in der Stadt seine Aufgabe erfüllen zu können. — In kurzen, fast zu kurzen Sätzen ist die Mentalität des Jungen herzlich

und klar dargestellt, ebenso lebenswahr die derben Bauerngestalten. Ein Buch, das wir gern alt und jung empfehlen. (Preis 2,80 RM.) er.

An weiteren Büchern sind in obiger Reihe erschienen:

Bruno Melissa Haaken: **Herrn Schmidt sein Dackel „Haidjer“.** (Preis 3,20 RM.)

Edgar Maas: **Novemberfestacht.** (Preis 2,50 RM.)

Hadschi Sayka verheiratet ihr Mädchen

Es ist Eigenart des Deutschen, Blick und Sehnen in die weite Welt zu lenken. Fremde Länder und Menschen ziehen ihn immer irgendwie an, daß er gern zu einem Buch greift, das ihm Unbekanntes erschließt. Und nicht allein aus diesem Grunde ist es zu begrüßen, daß der rührige Verlag Langen-Müller, München, die Herausgabe einer „Bücherei Südosteuropa“ begonnen hat — wir werden überdies mit dem Schrifttum von Ländern bekannt gemacht, das uns bisher verborgen blieb. — In Borisav Stankovic, dem Verfasser des oben genannten Romans, lernen wir einen serbischen Dichter kennen, der in seinem Lande als bester Erzähler gilt. In feltener Farbigkeit entsteht vor uns ein prächtiges Bild voller Leidenschaft und Wildheit, wird uns die Psyche eines Landes und seiner Menschen erschlossen, daß man sich interessiert und gebannt von dem Geschehen mitreißen läßt. Arme schöne Sofka, die gegen ihren Willen an den noch unmündigen Sohn eines reichen Bauern verheiratet wird! Mit Bangen und Wehmut fängt ihr Leben an, um hernach in Bitternis und Traurigkeit zu enden. — Wer zu dem inhaltsreichen Buche greift, wird an seiner tiefgründigen Sprache und an der erregenden Mannigfaltigkeit seiner Handlung Freude und schönen Lohn finden. (Preis 4,80 RM.) ri.

Generalfeldmarschall von Mackensen

Ein Bild seines Lebens, von Carl Lange. Schlieffen-Verlag, Berlin, Preis 5,50 RM.

Wohl jeder in Pommern kennt die lebenswürdige Gestalt des greisen Feldmarschalls, dem nunmehr Carl Lange ein biographisches Denkmal schönsten Art gesetzt hat. Sein Aufstieg als Sohn eines Gutspächters aus den einfachsten Verhältnissen bis zum Feldmarschall und berühmten Heerführer des Weltkrieges, sein vorbildlicher Charakter, sein unerschütterlicher Glaube an Deutschland und Deutschlands Jugend: all dies ist zu einem Volksbuche vermoben worden, das uns in anschaulicher Weise ins Herz des Feldmarschalls führt — wert, von vielen und besonders unserer Jugend mit Begeisterung gelesen zu werden. er.

Alumnit

Ein phantastischer Roman von Egon Hundekier. Schlieffen-Verlag, Berlin; Preis: kart. 2,30 RM, Leinen 3,— RM.

Ein deutscher Chemiker bringt mit der Erfindung eines Leichtmetalls, des Alumnits, die ganze Welt in Aufruhr. Sämtliche Staaten der Erde erkennen die Gefahr dieser Erfindung, die alle ihre Rüstungen aus Stahl und Eisen wertlos macht. Werkspionage, Versuche, die Erfindung zu stehlen, aufgeregte Sitzungen der Stahl- und Rüstungsindustrien sind die Folgen; denn Alumnit bedeutet Macht. Bis schließlich der Erfinder in Genf von allen Staaten die Abrüstung für Deutschland erzwingt.

Hundekier behandelt hier einen Stoff, der durchaus im Bereich des Möglichen liegt, der trotz seiner Ungeheuerlichkeit fernsteht allem Unwahrscheinlichen, aller Utopie. er.

Der Alte Fritz

Wenn Josef Winkler, einer der besten Kenner niederdeutschen Volksgutes unter den lebenden Dichtern, uns ein Buch über den Alten von Sanssouci schenkt, dann können wir von vornherein seiner Originalität versichert sein. So ist es in der Tat: Hier wird die Gestalt des fast legendären Preußenkönigs zum niederdeutschen Volksmythos geformt. Wunderlich und voller kleiner Abenteuer sind seine Fahrten durch das Land der Westfalen, durch Moor und Heide und Einsamkeit, ist seine Einkehr in Bauernkotten und Dorfschenken. Verb und urwüchsig wie der Westfalenstamm, so auch sind die mannigfachen Schwänke und Anekdoten, die sich hier um den König woben und bis auf den heutigen Tag lebendig blieben. Sie hat Winkler mit viel Liebe gesammelt und zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet. — Gerade wir Pommern, deren Land aufs engste mit dem Kolonifator Friedrich dem Großen verbunden ist, begrüßen dieses humorvolle Buch mit warmem Herzen. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Preis 5,50 RM.)

ri.

Sprachdummheiten.

Von Gustav Wustmann. In der zehnten Auflage vollständig erneuert von Werner Schulze. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin. Geb. 2,80 RM.

Der vor nunmehr 48 Jahren zuerst erschienene Band von Wustmann liegt hier in neuer verjüngter Gestalt vor.

Er kommt zur rechten Zeit — gerade jetzt, wo man ernsthaft bemüht ist, auch auf dem Gebiet der Muttersprache den Kampf um das Bodenständige und echt Deutsche aufzunehmen. In diesem Kampf wird der neue „Wustmann“ ein wertvoller Helfer sein. In klarer, bisweilen humorvoller Form werden dem Leser Sprachfehler vor Augen geführt, an denen man leider so oft (auch in den Schulen) vorübergeht. So ist das Buch voller Anregungen und hervorragend geeignet, dem Erzieher sowohl wie der lernenden Jugend ratgebend zur Hand zu gehen.

Fahrten ins Blaue

Kreuz und quer durch deutsche Gauen. Von C. W. Schmidt. Hesse & Becker-Verlag, Leipzig. In Leinen geb. 4,80 RM.

Der Verfasser schildert in diesem Werke die Schönheiten Deutschlands und weist vornehmlich auf weniger bekannte Natur- und Kunstdenkmäler hin. Er will den Leser anregen zu Wanderungen und Fahrten, auch zu solchen, die sich am Wochenende ausführen lassen. Auf etwa 200 Tiefdruckbildern sind landschaftliche oder künstlerische Kleinode zu sehen. Das Buch gleicht einer unerschöpflichen Fundgrube. Ein umfangreiches Namenregister erhöht die Brauchbarkeit des Werkes, das sich ganz besonders zum Geschenk eignet. Der wandernden Jugend und allen Jugendführern können wir dieses anmutige Bilderwerk wärmstens empfehlen.

er.

Wohin im Sommer 1935?



Blick auf den Rosengarten mit Kurhaus

**OSTSEEBAD
KOLBERG**
heilt durch See und
Sonne, Sole u. Moor!

130 km gute Autostraße
von Stettin! Sonntagsrück-
fahrkarten von überall!

Größte Zahl der Sonnen-
stunden in Norddeutschd. |
20 Solquellen (2,3-5,1%)
Vorzügl. eingerichtete Kur-
anstalten, Hotels, Pension.,
Wohnungen u. Zimmer in
jeder Preislage, für jeden
Geschmack!

Ruhe und Erholung, aber
auch Musik, Theater, Sport!
Ausführliche Werbeschrift
durch die Kurverwaltung!



Bad Charlottenbrunn

„Schlesischer Gebirgskurort“
474-544 m hoch Pauschal- und Vergünstigungskuren

Atmungsorgane, Niere, Nerven, Herz



Demmin

an der Peene, Trebel und Tollene

1236 - 1936

Die alte Garnison der Ulanen
Wassersport, Wald, Reitport

Idyllisch ruhig
liegt

Fischerkathen an der
Ostsee

Wald, Dünen
steinfreier Strand

Prospekte:

Badeverwaltung und alle Reisebüros

**Prospekte
von sämtlichen
deutschen Bädern**

erhalten Sie durch „Das
Bollwerk“, Abt. Reisedienst,
Stettin, Breite Straße 51

Lubmin

an der Ostsee



erwartet Sie
in diesem Sommer!
See — Sonne — Sand
Kiefernhochwald

WERBT FÜR

DAS BOLLWERK!

RÄTSEL

Bilderrätsel



Silberrätsel

a — che — chel — da — dam — del — del — dir —
 e — e — e — e — ei — fen — ge — gel — gen — ger —
 ho — i — i — i — i — i — ing — ir — ka — kis —
 le — lu — ma — na — ne — nek — nen — ni — nu —
 o — phi — ran — re — ri — se — sin — ta — ta —
 ta — tan — tel — thik — tri — um — wer — zi —

Aus obigen Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und 3. Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Schopenhauer ergeben.

- | | |
|---------------------------------|------------------------------|
| 1. Gewürz, | 10. Wärmespender, |
| 2. Pelzart, | 11. Sittenlehre, |
| 3. deutscher Kurort, | 12. Staat der USA, |
| 4. Frauenname, | 13. Spinnentier, |
| 5. Laubbaum, | 14. Stadt in Holland, |
| 6. griech. myth. Frauengestalt, | 15. Honigdrüse der Pflanzen, |
| 7. Fußpunkt, | 16. kleine Stadtfestung, |
| 8. Insektenfresser, | 17. Nadelbaum, |
| 9. Völkerstamm, | 18. Seifteskranker. |

„Sonderbar“.

Der Kern ein Vogel, die Hülle ein Maß,
 Das Ganze ein Mensch. Wer deutet mir das?

Besuchskartenrätsel

SIEGFR. DOHRN
 HERB. DEINIK

Selbstverständlich verbrachten die beiden Freunde ihre Ferien an der pommerschen Ostsee. Wo badete Herr Dohrn und wo Herr Deinik? (Die Badeorte ergeben sich durch Umstellung der Buchstaben je eines Namens.)

Auflösung der Rätsel aus dem Juli-Heft

Siebengestirn

1. Berlin, 2. Indien, 3. Arbeit, 4. Pferde, 5. Schakal, 6. Advent, 7. Aubier.

„Blinder Eifer schadet nur!“

Silberrätsel

- | | |
|------------------|-------------------|
| 1. Eisbrecher | 11. Brigant |
| 2. Insekt | 12. Elektrizität |
| 3. Niederlande | 13. Chiwa |
| 4. Gaucho | 14. Ernte |
| 5. Observatorium | 15. Riesengebirge |
| 6. Luther | 16. Marabu |
| 7. Dschunke | 17. Aluminium |
| 8. Niigata | 18. Chianti |
| 9. Eingeweide | 19. Toskana |
| 10. Renate | |

„Ein goldner Becher macht sauren Wein nicht süß (süß).“

Diagonalrätsel

1. Literatur, 2. Rosenkohl, 3. Mühlstein, 4. Anneliese, 5. Nasenbein, 6. Berggeld, 7. Geometrie, 8. Elfenbein, 9. Dolomiten.

Die Diagonalreihen: Lohengrin — Rheingold

Verlagsort: Stettin - Schriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung: Odo Ritter, Stettin; Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Darmer - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. II. Vj 6500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin - Pl. 5

LANDSCHAFTLICHE BANK FÜR POMMERN

(Central-Landschafts-Bank)



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

Postscheck-Konto Stettin 1436

Körperschaft öffentlichen Rechts
 Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten
 Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß der Mieter

Der Vorzug der elektrischen Kühlung

besteht einmal in der Gleichmäßigkeit der eingehaltenen Temperatur, sowie der im Innern des Schrankes herrschenden trockenen Kälte. Außerdem erfordert der elektrische Kühlschrank keinerlei Bedienung und Wartung, da die Kälteerzeugung vollkommen automatisch erfolgt.

Die niedrigen Betriebskosten

sowie die günstige Anschaffungsmöglichkeit durch das langfristige Teilzahlungssystem bieten weitesten Kreisen die Gelegenheit, in den Besitz eines elektrischen Kühlschranks zu gelangen. Fragen Sie Ihren

Elektro-Installateur oder die Elektroschau

Stettin, Schulzenstraße 21, Hof I
in der Sie Kühlschränke in Betrieb besichtigen können.



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H. PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

FELDMÜHLE

Von jeher war es unser Bestreben, nur erstklassige Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Die Reichhaltigkeit unserer Papiersorten ist bekannt.

W I R S T E L L E N H E R :

Zeitungsdruckpapiere, Zellstoffpapiere, Tapetenroh-papiere, holzfreie und holzhaltige Druck- und Schreibpapiere, Normalpapiere, Vervielfältigungspapiere, Pergamentersatz, Echt Pergament, Krepp-papiere für technische und hygienische Zwecke, Chromoersatzkarton, Maschinenholzkarton, Graukarton. „Heliozell“, das Zellglas der Feldmühle; „Feldmühle Special-Bank-Post“

Lieferung erfolgt nur durch den zuständigen Handel

FELDMÜHLE

PAPIER- U. ZELLSTOFFWERKE AKTIENGESELLSCHAFT, STETTIN

1528 - FELDMÜHLE - 1528
SPECIAL-BANK-POST

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONS-DRUCK

STEIN- U. OFFSET-DRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



**HESSENLANDDRUCK
IST BESTE QUALITÄTSARBEIT**

Verlangen Sie bitte überall

in Gaststätten und
bei Zeitungshändlern

die Pommersche Zeitung

Sie helfen dadurch
mit, die Zeitung, die
gewiß auch Ihren Inter-
essen oft dient, noch
weiter zu verbreiten.

Klage nie über Mißgeschick
ein Los von Geist bringt oft das Glück

Geist

Stettin, Grüne Schanze 14
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

Staatlich
anerk. Massageschule
Dr. med. Rohr bach
Kassel - Wilhelmshöhe
Prospekt — Rückporto

DIE BANK

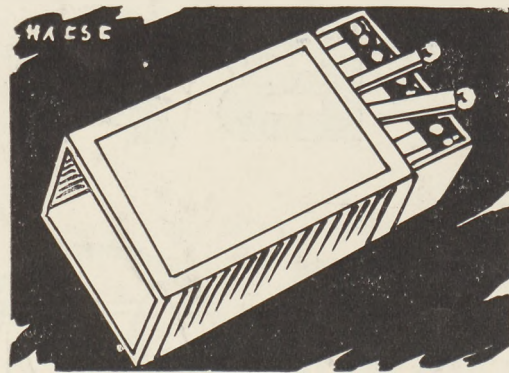


für jeden Stand

Provinzialbank Pommern

Girozentrale
Landesbank

Stettin, Luisenstraße 13
Stolp i. P., Kaufmannswall 6
Stralsund, Alter Markt 4



Streichhölzer

sind die größten Brandstifter!

Streichhölzer gehören deshalb nicht in
Kinderhand! Versichert ausreichend!

POMMERSCHE FEUERSOZIIETÄT

Öffentlich-rechtliche Versicherungsanstalt

gegründet 1719



Stettin — Pölitzer Straße 1 — Ruf 254 41